

# Mehr als eine abgründige Rezension?

---

## An die Redaktion und Herausgeber/-innen der IASLonline

Sehr geehrte Damen und Herren,

angesichts der Tatsache, dass der Rezensent in jüngster Zeit so selbstreflexiv klingende Aufsätze wie „Colonial Disgust. The Colonial Master’s Emotion of Superiority“ veröffentlicht und sich auch an einem zwölfseitigen Abriss über „Hybridity. A Critical Conceptual History“ versucht hat,<sup>1</sup> und die für diese Buchbesprechung zuständige Fachreferentin des Internationalen Archivs für Sozialgeschichte der Deutschen Literatur (IASL) Mitglied des DFG-Netzwerks „Postkoloniale Studien in der Germanistik“ ist, hatte ich mit einer fundierten und sachlichen Rezension gerechnet. Als die Besprechung meiner Monographie „Unrein und vermischt. Postkoloniale Grenzgänge durch die Kulturgeschichte der Hybridität und der kolonialen ‚Rassenbastarde‘“ (Postcolonial Studies Bd. 6, Bielefeld: transcript 2010, 317 S.) unter dem mehrdeutigen Titel „Hybridität – Ein Abriss“ dann am 10.03.2012 auf IASLonline veröffentlicht wurde,<sup>2</sup> war ich angesichts der zahlreichen Fehler, Auslassungen und verkürzten Darstellung meiner Analysen und Positionen recht erstaunt, da wesentliche Aspekte meiner tatsächlichen Fragestellung, methodischen Vorgehensweise und Argumentation ignoriert wurden.

Die rezensierte Monografie basiert auf meiner mit summa cum laude bewerteten Promotionsarbeit und wurde von einer hochrangig besetzten neunköpfigen Jury mit dem renommierten Augsburger Wissenschaftspreis für Interkulturelle Studien 2011 ausgezeichnet. Außerdem wurde sie vom Fachbereichsrat Kulturwissenschaft für den Bremer Studienpreis 2010 nominiert und nach positiver wissenschaftlicher Begutachtung von der FAZIT-Stiftung mit der höchsten Publikationsförderung prämiert. Vor diesem Hintergrund ist es erstaunlich, dass der „Abriss“ in der IASLonline-Rezension so fehlerhaft und einseitig begründet wird und der Rezensent sich nicht die Mühe macht abweichende Lesarten meiner Studie zu erwähnen, geschweige zu diskutieren.

Umso unverständlicher und bedauerlicher ist es, dass diese unangemessene Rezension trotzdem in der hoch angesehenen IASLonline erscheinen konnte. Sie beschreibt sich wie folgt: „IASLonline hat sich als größter Anbieter für elektronische Rezensionen in der Deutschen Literatur- und Kulturwissenschaft etabliert.“<sup>3</sup> ... Alle veröffentlichten

---

<sup>1</sup> Schwarz, Thomas (2010): Colonial Disgust. The Colonial Master’s Emotion of Superiority. In: Langbehn, Volker (Hg.): German Colonialism, Visual Culture, and Modern Memory. London: Routledge, S. 182-196 und Schwarz, Thomas (2010): Hybridity. A Critical Conceptual History. In: Study of the 19th Century Scholarship 4, S. 157-169.

<sup>2</sup> [http://www.iaslonline.de/index.php?vorgang\\_id=3569](http://www.iaslonline.de/index.php?vorgang_id=3569) (10.03.2012).

<sup>3</sup> „Unser Angebot hat seinen festen Platz in der Fachkommunikation und findet kontinuierlich mehr Leser. Dies belegen steigende Zugriffszahlen aus der ganzen Welt. Derzeit verzeichnen

Beiträge unterliegen neben dem internen Begutachtungsprozess einem peer-reviewing, das mit Hilfe externer Beiräte durchgeführt wird“.<sup>4</sup>

Da die wissenschaftliche Qualität von Transparenz und nachvollziehbaren Arbeitsprozessen abhängig ist, bitte ich die Redaktion Auskunft darüber zu erteilen, wie diese Rezension die qualitätssichernden Review- und Redaktionsverfahren durchlaufen konnte, um schließlich in dieser Form zu erscheinen: Wie sahen die gutachterliche Stellungnahme und redaktionelle Betreuung in diesem Fall konkret aus? Warum war das Fachreferat für „Reiseliteratur“ zuständig, obwohl bei der IASLonline auch eins für „Postcolonial Studies“ besteht? Ferner bitte ich Sie mir zu erklären, welche Anhaltspunkte dafür sprachen, dass die von mir inkriminierte Rezension trotz der zahlreichen faktischen Fehler jemals den höchsten wissenschaftlichen Anforderungen der IASLonline gerecht geworden sei.

In diesem Zusammenhang möchte ich Sie bitten zu prüfen, inwieweit die im Abriss formulierte einseitige methodische Kritik und inhaltliche Missrepräsentation mit den Zielen und Redaktionsgrundsätzen der IASLonline vereinbar ist. Die IASL will demnach „interdisziplinäre Interessen“ verstärken, „unorthodoxe wissenschaftliche Kommunikationsformen“ fördern sowie „liberal und weltoffen“ in ihrer Redaktionspolitik sein: „Wir verstehen uns als Katalysator der wissenschaftlichen Diskussion, nicht als Vertreter einer Richtung oder Schule.“ Außerdem hat die IASLonline für sich selbst den Anspruch aufgestellt: „Qualität ist oberstes Gebot: Sachhaltige Information und theoretische Reflexion soll unsere Texte auszeichnen. Unser Ehrgeiz ist es, Texte ins Netz zu stellen, die auch morgen noch der Lektüre wert sind.“<sup>5</sup>

Falls die IASLonline nach einer internen Revision dieser Rezension zu der Erkenntnis kommen sollte, dass der unzureichend begründete Abriss die eigene „Qualitätsgarantie“<sup>6</sup> verletzt, bitte ich Sie mir Auskunft zu erteilen, warum diese institutionell verbürgte Qualitätssicherung ausgerechnet in meinem Fall nicht gegriffen hat und welche Gründe dafür verantwortlich gemacht werden können – ich gehe davon aus, dass solche Fälle sich höchstselten ereignen, falls so gravierende Mängel bisher überhaupt auffällig geworden sind.

Außerdem bitte ich Sie mir mitzuteilen wie die festgestellten Mängeln in dieser Rezension, für alle Leser/-innen transparent und redaktionell dokumentiert, verantwortungsvoll aufgearbeitet werden können. Ich habe kein Interesse daran, dass dieser

---

wir monatlich ca. 80.000 Sessions (ca. 1.300.000 Hits, 340.000 Pageviews und 14.000.000 KBytes sent)“ <http://www.iaslonline.de/index.php?mode=profile> (02.04.2012).

<sup>4</sup> <http://www.iaslonline.de> (02.04.2012).

<sup>5</sup> Alle Zitate in diesem Absatz: <http://www.iaslonline.de/index.php?mode=profile> (02.04.2012).

<sup>6</sup> „Qualitätsgarantie durch Begutachtung und Betreuung: Die Rezensionen werden in der Regel von Fachreferenten, die im redaktionellen Teil des Textes ausgewiesen sind, eingeworben und fachlich verantwortet. Die vom Fachreferenten imprimierte Rezension wird von den Herausgebern gegengelesen und beurteilt. Über Annahme oder Ablehnung entscheidet die Mehrheit der Stimmen der Herausgeber“ ([http://www.iaslonline.de/index.php?mode=info\\_rez](http://www.iaslonline.de/index.php?mode=info_rez)). Siehe ferner das mehrstufige Verfahren zur Qualitätssicherung: [http://www.iaslonline.lmu.de/index.php?mode=info\\_quality](http://www.iaslonline.lmu.de/index.php?mode=info_quality) (02.04.2012).

Abriss einfach zurückgezogen oder spurlos entfernt wird, sondern bin ganz im Gegenteil an einer offenen und ehrlichen Aufklärung dieses postkolonialen Lehrstücks interessiert. Ich bitte Sie geeignete Vorschläge für das weitere Verfahren zu machen.

Daher möchte ich sowohl die Herausgeber als auch die Redaktion wie auch die zuständige Fachreferentin und den verantwortlichen Rezensenten um Stellungnahmen bitten, in der ich Sie bitte sowohl auf meine Fragen als auch auf meine ausführliche Entgegnung und Begründung inhaltlich Bezug zu nehmen. Da die Fachreferent/-innen besonders qualifiziert sind und innerhalb der IASLonline eine besondere Verantwortung übernehmen, stelle ich Ihnen dieses Schreiben in Kopie zur Verfügung, so dass Sie die Möglichkeit haben sich über diesen Vorgang zu informieren und sich in die Diskussion einzubringen.

Vor dem Hintergrund dieses außergewöhnlichen Falls bin ich auf die Ergebnisse ihrer Überprüfung gespannt. Ich bin guter Hoffnung, dass Sie nach der sorgfältigen Lektüre meiner ausführlichen Richtigstellung die wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Brisanz dieses Falls sowie die potentiellen Auswirkungen auf die Qualitätsgarantie sowie das Renommee der IASLonline richtig einschätzen werden. Angesichts der Dichte der Fehldarstellungen und der Zielstrebigkeit des Abrisses bin ich sehr darüber besorgt, dass hier auch wissenschaftsethische Fragen aufgeworfen werden. Ich bin offen diese von der IASLonline eröffnete Diskussion fortzusetzen und über die Modalitäten des dekolonialen Umgangs mit diesem postkolonialen Lehrstück zu sprechen.

Da der Abriss bereits veröffentlicht ist, bitte ich Sie um eine baldige Revision der Rezension. Ich würde mich freuen, wenn Sie mir innerhalb der nächsten vier Wochen (bis 14.05.2012) antworten könnten. Da diese Rezension eine öffentliche Dimension hat, weise ich Sie darauf hin, dass ich mir aus Gründen der Transparenz und Nachvollziehbarkeit die Möglichkeit offen halte alle Stellungnahmen einschließlich dieses Briefes zu veröffentlichen.

Einstweilen wünsche ich Ihnen eine spannende, aber vor allem aufklärende Lektüre.

Mit freundlichen Grüßen

Berlin, den 14.04.2012

Kien Nghi Ha

## **Anhang**

### 1. Ausführliche Entgegnung und Begründung

## Ausführliche Entgegnung und Begründung

---

### Gliederung

Formeller Aufbau der Rezension.....	(4)
Abriss ... Verriss ... Zerriss?.....	(7)
Keine Diskussion wertschätzender Lesarten.....	(8)
Fehlerhafte Aussagen und Missrepräsentationen	
Richtigstellung Nr. 1 – 14 .....	(11)
Methodische Defizite? .....	(30)
Vom verfehlten Ausschachten einer Fußnote .....	(34)

### Formeller Aufbau der Rezension

Bevor ich die zahlreichen faktischen und inhaltlichen Fehler belege, gehe ich zunächst auf den strukturellen Aufbau der Besprechung mit dem vom Rezensenten gewählten, recht eigenartigen Fokus auf meine Studie ein und zeige die konzeptuell-inhaltlichen Auswirkungen dieses Framings auf, die ein merkwürdig einseitiges Interesse des Rezensenten an meiner Studie widerspiegeln.

Zunächst springt der auffällige und bewusst mehrdeutig gewählte Kurztitel ins Auge, der zweifellos Signalwirkung hat und sich stark von der sonst üblichen Titelgebung der IASLonline unterscheidet.<sup>7</sup> Danach ist auffällig, dass bis auf das vorgeschriebene Resümee alle anderen Zwischenüberschriften ein Fragezeichen aufführen, die die Skepsis des Rezensenten unterstreichen.

Die Buchbesprechung selbst ist in 24 Absätze gegliedert. Vom Absatz 9 bis Absatz 17 finden die Abschnitte „Der antike nóthos – ein Barbar?“ und „Eine diskursanalytische Studie zur Begriffsgeschichte des ‚Bastards‘?“ ihren Platz, die damit den Hauptteil der Besprechung ausfüllen. Beide Abschnitte zusammen beanspruchen gut die Hälfte (47 %) des Gesamttextes (ohne Literaturangaben), so dass abzüglich der Einleitung und des Resümees im Schlussteil für die Auseinandersetzung mit anderen Themen meiner Studie kaum noch Raum besteht. Diese beiden Abschnitte des Rezensenten werden in meiner Studie allerdings lediglich in einem kurzen einleitenden Kapitel unter dem Titel „Konjunktoren und Leerstellen: Etymologische und philosophische Bedeutungskontexte“ (S. 109-127) abgehandelt und nehmen nur 6 % des Gesamttextes (ohne Bibliografie) ein. So führt das einseitige Interesse dazu, dass die Ausführungen des Rezensenten zur antiken Etymologie 28 % seines Gesamttextes ausmachen, obwohl diese Thematik in meiner Studie weniger als 4 % des Platzes beansprucht.

Noch seltsamer wirkt diese Diskrepanz und das Spezialinteresse des Rezensenten, da er sich die Mühe macht in den Absätzen 12 und 13 in ausführlicher Form kritisch auf

---

<sup>7</sup> Auf den Titel der Rezension gehe ich unter dem Gliederungspunkt „Abriss ... Verriss ... Zerriss?“ später noch ausführlicher ein.

zwei Fußnoten in meiner Studie einzugehen, wobei er sich in einem Fall ganz offensichtlich irrt und im anderen die wissenschaftlich relevante Pointe nicht erkennt.<sup>8</sup> Durch diese Aufteilung in zwei Abschnitte wird in der Besprechung zudem der Eindruck erweckt, dass die vom Rezensenten aufgeworfenen Fragen im Zentrum meiner Studie stehen würden, um damit wiederum die Struktur und Schwerpunktsetzung der Rezension gegenüber uninformatierten Leser/-innen als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Allerdings wird mit diesem selektiven Fokus des Rezensenten ignoriert, dass meine interdisziplinäre Studie explizit keine spezialisierte philologische Arbeit ist. Das thematische Interesse meiner Studie steht kaum übersehbar bereits auf dem Backcover:

„Ausgehend von einer Kritik der deutschsprachigen Rezeption arbeitet Kien Nghi Ha aus einer postkolonialen Perspektive die unterschiedlichen historischen Phasen und gesellschaftlichen Kontexte von der europäischen Antike über die koloniale Moderne bis zur Gegenwart auf. Gestützt auf eine breite Materiallage kann er zeigen, dass Hybridität als gesellschaftsdefinierende Frage der sozio-kulturellen Grenzüberschreitung und ‚Rassenvermischung‘ stets mit ambivalenten Formen der Rassifizierung, Hierarchisierung und Verwertung verbunden ist.“ (Unrein und vermischt, Backcover)

In der Einleitung wird dieser Arbeitsauftrag dann analytisch und theoretisch konkretisiert, der auch die thematische Struktur dieser Studie begründet:

„Meine diskursanalytisch, kulturhistorisch und kulturtheoretisch angelegte Fragestellung erfordert ein Forschungsdesign, das einen großen Zeitraum überblickt und mit Hilfe einer interdisziplinären Arbeitsweise verschiedene, zum Teil weit auseinander liegende Themenfelder miteinander in Beziehung setzt. [...] Indem unterschiedliche Aspekte und Bedeutungen von Hybridität in ihren jeweiligen zeitlichen und räumlichen Kontexten wahrgenommen werden, ergibt sich gleichzeitig die Chance, eine differenziertere Debatte über den rapiden epistemologischen Bedeutungswandel wie die vielschichtigen Signifikationen von kultureller Hybridität zu führen.“ (Unrein und vermischt: S. 30f.)

Irreführend ist auch die vom Rezensenten gewählte Benennung der zwei Abschnitte selbst: Während meine Studie in dem betreffenden Unterkapitel die Figuren „Bastarde“ und „Barbaren“: Vermischung als Symptom von Kulturverfall und Gesellschaftskrise“ (S. 112-119) und ihre diskursiven Verbindungen am Beispiel von Platons „Der Staat“ in der griechischen Antike als sogenannte Wiege der europäischen Kultur untersucht, wandelt der Rezensent diese Thematik in eine wesentlich vereinfachte Fragestellung um: „Der antike nóthos – ein Barbar?“ (Schwarz: Absatz 9). Im meinem zweiten Unterkapitel geht es um „Neuzeitliche Diskursüberschneidungen: ‚hybrid‘ >< ‚Bastard‘“ (S. 120-127). Allein angesichts des Umfangs und der Thematik wird deutlich,

---

<sup>8</sup> Siehe ausführlicher unter Richtigstellung Nr. 6 und „Vom verfehlten Ausschlagen einer Fußnote“.

dass meine Ausführungen keineswegs beanspruchen „eine diskursanalytische Studie zur Begriffsgeschichte des ‚Bastards‘“ (Schwarz: Absatz 14)<sup>9</sup> zu sein, sondern nur eine erste Annäherung darstellt. Das zu erkennen, wäre meiner Ansicht nach für jede sachliche und halbwegs faire Rezension verpflichtend.

Der Aufbau der Rezension ist jedoch auch aus anderen Gründen problematisch. Zum einen werden komplexe Ausführungen und ausführliche Diskussionen wie im Kapitel „Postkoloniale Kritik und Hybridität“ (S. 43-107) in der Besprechung stark verzerrend angegriffen, da der Rezensent einerseits sich die Mühe erspart ausreichend Platz für eine angemessene Vorstellung der zentralen Inhalte und Argumentationsstränge einzuräumen und andererseits ein Großteil des beschränkten Raums durchgehend für den kritischen Abriss dieser Studie reserviert hat. Außer den dürftigen Hinweisen im Abschnitt „Hybridität – ein Zauberwort?“ (Schwarz: Absatz 3-5) interessiert sich der Rezensent nur noch für drei Seiten (88, 89, 93) dieses Kapitels, die dann zur rhetorischen Frage „Rushdie und Said – postkoloniale Metropolenintellektuelle?“ (Schwarz: Absatz 6-8) umgewandelt werden, um durch eine verkürzende und auch entstellende Darstellung meiner Diskussion Kritik üben zu können.<sup>10</sup> Das bei dieser Form der „Zusammenfassung“ wichtige thematische Aspekte gänzlich entfallen, ist zwangsläufig: So wird etwa meine Einführung in den postkolonialen Diskurs im Kontext seiner intellektuellen Referenzen komplett ignoriert (S. 43-63) – immerhin wird Homi Bhabhas Hybriditätskonzept in einem Halbsatz erwähnt und 1,5 Sätze aus meiner Studie zitiert (Schwarz: Absatz 4). Ebenso wird das Unterkapitel „Deutschland als Kolonialgesellschaft“ (S. 72-82) als uninteressant angesehen und mit keiner Silbe erwähnt.

Doch drastischer werden die Ausblendungen im Kapitel „Hybridität als ‚Rassenvermischung‘ im kolonialen Wissenschaftsdiskurs“ (S. 129-194), das ein wesentliches Element meiner Studie darstellt. Bis auf die völlig missglückte Kritik meiner Analyse eines Herder-Zitats<sup>11</sup> findet sich nur noch eine konstruierte Unterstellung: Mir sei angeblich der Genozid an den Herero und Nama in der Kolonie „Deutsch-Südwestafrika“ (1904-1908) beim Rekurs auf die Untersuchung „Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen“ (1913) des „Rassenhygienikers“ Eugen Fischer nicht aufgefallen (vgl. Schwarz: Absatz 17).<sup>12</sup> Ansonsten erfahren die Leser/-innen leider nichts über meine Abhandlung und Diskussion. Dabei werden in diesem Kapitel anhand des Topos der „Rassenvermischung“ intellektuelle und wissenschaftliche Diskurse seit der Aufklärung bis zur deutschen „Rassenhygiene“ und darüber hinaus exemplarisch analysiert, so dass eine eingehende Auseinandersetzung in jeder ernsthaften Rezension mehr als naheliegend gewesen wäre.

---

<sup>9</sup> Ein solcher Anspruch in dieser oder einer ähnlichen Formulierung findet sich in Wirklichkeit auf keiner Seite meines Buches. Wenn doch hätte der Rezensent dies sicherlich bereits ausführlich zitiert.

<sup>10</sup> Siehe ausführlicher unter Richtigstellung Nr. 2, 3 und 4.

<sup>11</sup> Siehe ausführlicher unter Richtigstellung Nr. 9 und Nr. 10.

<sup>12</sup> Siehe ausführlicher unter Richtigstellung Nr. 12.

Die Ausführungen des Rezensenten über das nächstfolgende Kapitel „Hype um Hybridität in der Spätmoderne“ (S. 195-227) und das Abschlusskapitel „Umkämpfte Hybridisierungen: Zwischen Konsumkultur und postkolonialem Signifying“ (S. 229-280) gehen nicht über die lückenhafte Aneinanderreihung von Schlagwörtern und Zwischenüberschriften hinaus. Mehr ist auch nicht möglich, da der Rezensent lediglich 2.900 Zeichen in den dafür vorgesehenen Absätzen 18 bis 22 aufwendet.<sup>13</sup> Das ist umso unverständlicher, da nur dieser Teil der Studie nach Ansicht des Rezensenten eine – wenn auch sehr eingeschränkte – positive Erwähnung wert sei.

## **Abriss ... Verriss ... Zerriss?**

Man kann natürlich aus strategischen und taktischen Gründen der Rechtfertigung versuchen abzustreiten, dass es sich bei der Rezension von Thomas Schwarz um einen sprachlich leicht kaschierten Verriss handelt. Bereits der Titel „Hybridität – ein Abriss“ spielt mit dieser mehr als uneindeutigen Lesart und nimmt sie billigend in Kauf. Da Rezensent und Fachreferentin germanistische Literaturwissenschaftler/-innen sind, ist ferner davon auszugehen, dass dieser prägnanter Blickfang, der mehr Ähnlichkeit mit Zeitungsschlagzeilen hat und sich eigenartig von den üblicherweise weitaus differenzierteren IASL-Rezensionsüberschriften abhebt, unzweifelhaft bewusst gewählt wurde.

Im gesamten Abriss sind lediglich zwei Formulierungen scheinbar positiv. So gesteht das Rezensent der Studie zu zwar „ambitioniert“ zu sein, um postwendend das vermeintliche Kompliment in eine negative Kritik umzukehren: „Das Vorhaben einer von Foucault inspirierten Diskursanalyse (S. 26 f.) ist ambitioniert, doch die Umsetzung lässt an etlichen Punkten zu wünschen übrig.“ (Schwarz: Absatz 2) Obwohl es sich nicht aus der Argumentation seiner Buchbesprechung ergibt, erklärt der Rezensent der Form halber im letzten Satz des Abrisses großzügig, dass er dieser Studie doch etwas scheinbar Positives abzugewinnen vermag: „Verdienstvoll ist der Abriss von Ha insofern, als er auf die Gefahr einer kulturindustriellen Vereinnahmung des Postkolonialismus aufmerksam macht, die dem Konzept der Hybridität die kritische Spitze abbricht.“ (Schwarz: Absatz 24)

Jedoch wird das angebliche Kompliment durch eine Reihe von Einschränkungen so erheblich geschmälert, dass es sinnvollerweise nicht wirklich als Lob verstanden werden kann: 1. Die Studie sei trotz ihres Umfangs von 317 Seiten lediglich ein „Abriss“; 2. Der Rezensent schränkt die „verdienstvolle“ Ausarbeitung auf die „Gefahr einer kulturindustriellen Vereinnahmung des Postkolonialismus“ ein (ironischerweise also das Kapitel mit dem zweitgeringsten Umfang nachdem das kleinste Kapitel zum Hauptziel der Kritik auserkoren wurde); 3. Gleichzeitig wird dadurch implizit behauptet,

---

<sup>13</sup> Während diese 85 Seiten in meiner Studie mehr als 30 % des Gesamttextumfangs ausmachen, sind es beim Rezensenten 16 % (in beiden Fällen ohne Literaturliste). Rechnet man das Zitat im Absatz 20 heraus, schrumpft der Anteil auf 14 % zusammen.

tet, dass der überwiegende Teil meiner dargelegten Analyse, darunter auch die Kritik deutschsprachiger Rezeptionstendenzen, keine positive Erwähnung verdient.

Auf der anderen Seite reihen sich in dieser Rezension die negativen Zuschreibungen und Bewertungen meiner Arbeit hintereinander. Hier ein verdichteter Auszug aus dem Gesamttext des Rezensenten:

„spießt der Autor ... Er scheint jedoch nicht realisiert zu haben ... Einmal mehr verschanzt sich Ha ... schließt sich pauschal einer Sekundärliteratur an ... hätte auch erwähnen müsse ... nicht überschätzt werden darf ... Da sich Ha nicht mit philologischen Analysen aufhält, wirken seine Interpretationen Platons spekulativ ... zieht aus der Geschichte allerdings weitreichende Schlüsse, die man gern durch Belege untermauert sähe ... dubiosen Werk ... ist verwegen ... Ha behauptet ... Ha behauptet ferner ... Antwort auf eine solche Unterstellung ... Eine der wenigen Quellen, die Ha zu diesem Thema im dritten Kapitel seiner Arbeit selbst streift ... Has Aufmerksamkeit entgeht ... Zaimoglu [sic!] dürfte genug Humor haben, um sich geehrt fühlen [sic!] ... Versprechungen, die Has Studie nur teilweise einlöst ... Basis der inhaltlich ausgewerteten und nicht bloß mit der Suchmaschine überflogenen historischen Quellen ist relativ schmal ... hätte aus der Primärliteratur rekonstruieren müssen ... Selbst eine leicht greifbare Quelle ... fehlt es dieser Kulturgeschichte auch an einer Periodisierung“ (Schwarz).

## **Keine Diskussion wertschätzender Lesarten**

Sicherlich kann man sich leicht darauf verständigen, dass eine positive oder auch nur neutrale Besprechung mit einer fairen und ausgewogenen Diskussion der Argumente anders aussieht. Interessanterweise steht der Rezensent mit seiner Meinung nicht nur allein dar, sondern befindet sich auch in einem diskussionswürdigen Gegensatz zur bisherigen wissenschaftlichen Rezeption meiner Studie. Wollte er nicht Gefahr laufen seine Leser/-innen durch unterlassene Transparenz und bewusste Uninformiertheit einseitig zu vereinnahmen, dann wäre es angebracht wenigstens auf differierende Lesarten der besprochenen Studie hinzuweisen. So aber erweist der Rezensent sich und seinen Leser/-innen einen Bären dienst und setzt sich ungeschickterweise auch noch den naheliegenden Vorwurf aus wertschätzende Lesarten verheimlichen zu wollen.

Die Arbeit an diesem Buch wurde 2001-2004 durch ein Promotionsstipendium der Heinrich-Böll-Stiftung initiiert und gefördert. 2005 wurden Auszüge, vor allem aus dem Kapitel „Hype um Hybridität in der Spätmoderne“, aufgrund der enthusiastischen Aufnahme des kulturwissenschaftlichen transcript Verlags als aktueller Diskussionsbeitrag in der Reihe „Cultural Studies“, das vom Klagenfurter Kultur- und Medienwissenschaftler Prof. Dr. Rainer Winter herausgegeben wird, in Buchform veröffentlicht.<sup>14</sup> Wie

---

<sup>14</sup> Kien Nghi Ha: Hype um Hybridität. Kultureller Differenzkonsum und postmoderne Verwertungstechniken im Spätkapitalismus. Cultural Studies, Bd. 11. Bielefeld: transcript 2005, 130 S.



Titel und Umfang es bereits nahelegen, kann aber keineswegs von einer „Vorstudie“ im engeren Sinne des Wortes gesprochen werden, wie der Rezensent behauptet. In den vorliegenden Rezensionen wurde „Hype um Hybridität“ vielfach sehr positiv besprochen<sup>15</sup> und hat sich in zahlreichen Hochschulseminaren als Pflichtlektüre etabliert.<sup>16</sup>

Das nun besprochene Buch basiert auf meiner leicht überarbeiteten Doktorarbeit, die 2009 unter dem Titel „In the Mix. Postkoloniale Streifzüge durch die Kulturgeschichte der Hybridität“ am Fachbereich Kulturwissenschaft der Universität Bremen mit dem Ergebnis *summa cum laude* verteidigt und später vom zuständigen Fachbereichsrat für den Bremer Studienpreis 2010 nominiert wurde. Das besprochene Buch wurde von der FAZIT-Stiftung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung nach einem anonymen wissenschaftlichen Gutachten mit einer Publikationsförderung in der höchsten Förderstufe prämiert. Das Buch erschien dann 2010 in der angesehenen Reihe „Postcolonial Studies“ des transcript Verlags<sup>17</sup> mit folgenden Einschätzungen meiner Gutachterinnen auf dem Buchrücken:

„In der äußerst gelungenen Verbindung zwischen ‚state-of-the-art‘-Forschung auf höchstem internationalen Niveau mit einem ebenso überzeugend vorgestellten wissenschaftspolitischen Interesse, das sich auf die nationale Wissenschaftslandschaft richtet, stellt dieses Buch eine herausragende Leistung dar.“ Prof. Dr. Sabine Broeck (Universität Bremen)

„Die in diesem Buch entfaltete thematische Fülle ist überwältigend, und es ist eine enorme Leistung, so unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen zu befragen und

---

<sup>15</sup> Eine Auswahl: „Der kritische Blick auf den Hybriditäts-Hype im akademischen und kulturindustriellen Mainstream der ‚Berliner Republik‘ macht Kien Nghi Has Buch zu einem must für die Postkolonialismus-Diskussion.“ (Udo Wolter, *iz3w*, 7/8, 2006). „Obwohl Kien Nghi Has Ansatz an der Illusion der Einzigartigkeit der Moderne bzw. Postmoderne festhält – die ja auch als Selbstinszenierung dekonstruiert werden könnte –, stellt sein Werk eine konkrete und dennoch theoretisch durchdachte, längst fällige Auseinandersetzung mit der verwertenden Adaption kultureller Praktiken dar.“ (Nausikaa Schirilla, *polylog*, 15, 2006). „Auch Has eigener Bezug auf Hybridität hat sich entsprechend verändert: war er ehemals noch von ihrer politischen Wirksamkeit als kulturelle Subversion überzeugt, sieht er das inzwischen wesentlich kritischer und beleuchtet vielmehr die rassistischen Ausschlüsse, die die ‚hybriden United Colors-Ästhetiken‘ (re-)produzieren. ... Ha zeichnet anschaulich und interessant die Entwicklungsgeschichte des Hybriden nach. Und er richtet erstmalig einen kritischen Blick auf das (angeblich) subversive Potenzial von Hybridität und vor allem deren Aufgehen bzw. Situiertheit in der postmodernen Warenform.“ (Hans Leneis, [www.forum-interkultur.net](http://www.forum-interkultur.net), 11.06.2006)

<sup>16</sup> Auf Nachfrage bin ich gerne bereit eine unvollständige Auflistung vorzunehmen.

<sup>17</sup> Erwähnenswert ist vielleicht noch, dass Frau Dr. Wilke-Primavesi (Leiterin des Bereichs Wissenschaft im Campus Verlag) und Prof. Dr. Maya Nadig (Direktorin des Bremer Instituts für Kulturforschung der Universität Bremen) als Herausgeberin der Reihe „Transkulturelle Studien“ mir am 06.07.2009 nach Sichtung des Manuskripts das großzügige Angebot unterbreiteten meine überarbeitete Doktorarbeit in diesem Rahmen zu veröffentlichen.

zu einer derart überzeugenden Antwort zu gelangen.‘ Prof. Dr. Sara Lennox (University of Massachusetts)“<sup>18</sup>

Prof. Dr. Sabine Broeck ist Amerikanistin und Literaturwissenschaftlerin, Direktorin des Instituts für postkoloniale und transkulturelle Studien an der Universität Bremen sowie Präsidentin des internationalen Collegium for African American Research. Prof. Dr. Sara Lennox ist Germanistin, Direktorin der Programme für „German and Scandinavian Studies“ und „Social Thought & Political Economy“ der University of Massachusetts sowie frühere Präsidentin der internationalen German Studies Association.

Kurz nach der Bucherscheinung wurde die Studie vom Berliner Stadtmagazin unter dem Titel „Lesen, gucken, denken: Letzte Bücher vor dem Fest: 13 Neuerscheinungen zu Kunst, Geld, Diskurs und Liebe“ als Lektüreempfehlung ausgewählt.<sup>19</sup>

Im Juni 2011 wurde meine Doktorarbeit schließlich mit dem renommierten Augsburger Wissenschaftspreis für Interkulturelle Studien 2011 für Promotionen und Habilitationen ausgezeichnet. Die interdisziplinär besetzte Jury bestand aus neun Mitgliedern: Prof. Dr. Dr. Dr. h. c. Eckhard Nagel (Ärztlicher Direktor des Uniklinikums Essen und Leiter des Instituts für Medizinmanagement und Gesundheitswissenschaften), Peter Grab (Bürgermeister und Kulturreferent der Stadt Augsburg), Regionalbischof Michael Grabow (Vertreter der evangelischen Kirche), Prof. Dr. Leonie Herwartz-Emden (Erziehungswissenschaft, Universität Augsburg), Rechtsanwalt Dr. Werner Leinfelder (Vorstandsmitglied von Forum Interkulturelles Leben und Lernen e.V.), Prälat Dr. Bertram Meier (Vertreter der katholischen Kirche), Prof. Dr. Susanne Popp (Geschichtswissenschaft, Universität Augsburg), Prof. Dr. Christoph Weller (Friedens- und Konfliktforschung, Universität Augsburg) sowie der Philosoph Prof. Dr. Walther Christoph Zimmerli (Präsident der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus). In der Begründung der Jury heißt es:

---

<sup>18</sup> Auf der Website des Verlags ist die ausführlichere Fassung veröffentlicht worden: „Mit der Dissertation von Kien Nghi Ha liegt die Arbeit eines der intellektuell reflektiertesten, theoretisch versiertesten jungen Wissenschaftler/-innen im Bereich ‚Postcolonial Studies‘ in Deutschland vor. In der äußerst gelungenen Verbindung zwischen ‚state-of-the-art‘-Forschung auf höchstem internationalen Niveau mit einem ebenso überzeugend vorgestellten wissenschaftspolitischen Interesse, das sich auf die nationale Wissenschaftslandschaft richtet, stellt dieses Buch eine herausragende Leistung dar.‘ Prof. Dr. Sabine Broeck (Universität Bremen)

„Ich betrachte Kien Nghi Ha als einen der führenden Nachwuchswissenschaftler im Bereich der kritisch angelegten German Cultural Studies, der bereits eine Reihe von wichtigen intellektuellen Beiträgen zu Deutschlands neuem Verständnis als Einwanderungsland im transnationalen Kontext geleistet hat. Die in diesem Buch entfaltete thematische Fülle ist überwältigend, und es ist eine enorme Leistung, so unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen zu befragen und zu einer derart überzeugenden Antwort zu gelangen.‘ Prof. Dr. Sara Lennox (University of Massachusetts)“ (<http://www.transcript-verlag.de/ts1331/ts1331.php> (02.04.2012)).

<sup>19</sup> Zitty – Das Stadtmagazin des Tagesspiegels vom 16.12.2010. <http://www.zitty.de/lesen-gucken-denken.html> (03.04.2012)

„Mit der Auszeichnung der Dissertation ‚In the Mix. Postkoloniale Streifzüge durch die Kulturgeschichte der Hybridität‘ hat nach längerer Zeit wieder eine theoretische Arbeit den FILL-Preis der Stadt Augsburg erhalten. Die Arbeit zieht eine Verbindung zwischen Kolonialexotismus und der derzeitigen Hybridisierungslust, wie sie beispielweise beim Eurovision Song Contest inszeniert wird. Die positive Anerkennung von Unterschiedlichkeit und Vermischung entspricht zwar dem derzeitigen Zeitgeist. Sie bedeutet aber nicht unbedingt, dass Machtverhältnisse aufgehoben werden, oft verschieben sie sich lediglich, wie die jüngsten Debatten um Rassismus und Islamismus zeigen.“

Obwohl ein Großteil dieser Informationen im Buch selbst aufgeführt ist oder leicht recherchierbar gewesen wäre, erfahren die Leser/-innen dieser Rezension nichts darüber. Dabei steht es außer Zweifel, dass gerade die Offenlegung und nachvollziehbare Diskussion gegensätzlicher Einschätzungen in einer transparent und ehrlich argumentierenden Rezension, die den höchsten wissenschaftlichen Qualitätskriterien der IASOnline genügen will, sicherlich angemessen wäre.

## **Fehlerhafte Aussagen und Missrepräsentationen**

Leider ist es nicht möglich das Ausmaß der unangemessenen Arbeitsweise in dieser Rezension ausschließlich mit neutralen Begriffen beschreiben, ohne das sie dadurch euphemistisch wirken. Trotz meiner Bemühungen so sachlich wie möglich zu bleiben, bleibt mir nichts anderes übrig als die Sachverhalte zu benennen. Durch den gesamten Text von Thomas Schwarz hindurch wird mal unterschwelliger und mal weniger unterschwellig daran gearbeitet ein Bild zu konstruieren, in dem es darum geht meine Glaubwürdigkeit und fachliche Kompetenz kontinuierlich in Frage zu stellen. Die Mitteln der Auslassung, vereinfachenden Verkürzung und Suggestion werden dabei bevorzugt. Angesichts der Vielzahl an nachweisbaren Fehlern, falschen bzw. verkürzten Wiedergaben macht es wenig Sinn alle subtilen oder offenen Inszenierungen dieser Rezension aufzulisten und im Detail auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen. Daher beschränke ich mir hier nur auf die offensichtlichsten Beispiele, um die einseitige, unsachliche und tendenziöse Vorgehensweise in knapper Form richtig zu stellen. Bereits in den einleitenden Sätzen der Rezension beginnt das Spiel der Irreführung.

### **Richtigstellung Nr. 1**

*„Auf dem Prüfstand steht die vertiefte Auseinandersetzung mit einem Schlüsselbegriff der postkolonialen Theorie. Robert J. C. Young hatte sich mit seiner 1995 erschienenen Studie<sup>20</sup> auf eine Rekonstruktion der obsessiven Auseinandersetzung mit Hybridität im Viktorianischen Zeitalter konzentriert. Kien Nghi Ha behauptet, dass die wissenschaftli-*

---

<sup>20</sup> Robert J. C. Young: Colonial Desire. Hybridity in Theory, Culture and Race. London: Routledge 1995.

*che Aufarbeitung des Themas unter anderem den historischen Kontext der Problematik der ‚Rassenvermischung‘ im Kolonialismus und des Aufkommens der ‚Rassenhygiene‘ vernachlässigt habe (S. 30, S. 33f).“ (Schwarz: Absatz 1, Fn. im Original)*

Durch eine subtile sprachliche Konstruktion, die meine Diskussion von Young nicht explizit macht – und da der Rezensent ansonsten stark dazu tendiert sich über die Autor/-innen der von mir verwendeten Sekundärliteratur auszuschweigen, aber hier die Literaturangabe in einer Fußnote mitliefert – entsteht der Eindruck, dass meine Studie Youngs innovatives Werk „Colonial Desire. Hybridity in Theory, Culture and Race“ (1995) aus Ahnungslosigkeit ignoriert hätte. Dieser Eindruck wird noch mal forciert, da der Rezensent im übrigen nur Literatur anmerkt, die seiner Darstellung nach in meiner Studie explizit nicht verwandt wurde.

Dem Leser wird dadurch aber die Information vorenthalten, dass meine Untersuchung mit einer ausführlichen Diskussion des Disputs zwischen Robert Young und Stuart Hall über die historischen Ursprünge des Hybriditätsbegriff und seiner heutigen Bedeutung für die Cultural und Postcolonial Studies eingeleitet wird. Dabei werden beide Seiten ausführlich rezipiert und diskutiert (Unrein und vermischt: S. 20-24). Entgegen der Darstellung des Rezensenten argumentiere ich mit meiner These, dass die wissenschaftliche Aufarbeitung der „Rassenvermischung“ bisher ungenügend geblieben ist, nicht gegen Young, sondern baue meine These auf der Diagnose und den Vorarbeiten von Young auf (S. 30-31, 54, 138, 142-143). Außerdem werden in meinem Buch auch andere Werke von Young wie „White Mythologies: Writing History and the West“ (1990) oder „Postcolonialism: An Historical Introduction“ (2001) diskutiert.

## **Richtigstellung Nr. 2**

*„Has Vorwurf lautet, dass eine ‚verkürzte Rezeption‘ aus dem Konzept der Hybridität unter ‚dem Ausblenden von Machtverhältnissen‘ ein ‚harmoniestiftendes Zauberwort‘ gemacht habe: ‚Hybridisierung wird meist als dynamische und unaufhörliche Vermischung von Kulturen verstanden, die neue produktive Mischkulturen entstehen lässt‘ (S. 65 f.). Unter anderem spießt der Autor eine Behauptung von Elisabeth Bronfen und Benjamin Marius auf, die sich als Protagonisten der deutschen Hybriditätsdebatte noch 1997 zu der Bemerkung haben hinreißen lassen, dass es eine ‚koloniale Vergangenheit im großen Stil‘ in Deutschland nicht gegeben habe (S. 84).“ (Schwarz: Absatz 5)*

Abgesehen von der Tatsache, dass ich auch andere Aspekte wie die damals von Bronfen und Marius (1997)<sup>21</sup> geforderte Reduktion postkolonialer Kritik auf postmoderne Phänomene, dichotomisierende Fremdzuschreibungen und Nützlichkeitskalkül oder ihre Vorstellung von kultureller Hybridität als heiße „Club-Nacht“ hinterfragt habe (vgl.

---

<sup>21</sup> Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin (1997): „Hybride Kulturen. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte“. In: Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin/Steffen, Therese (Hg.) (1997): Hybride Kulturen: Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg, S. 1-29.

Unrein und vermischt: S. 84-86 und S. 90-91), ist es mir ein Rätsel, warum der Rezensent meine sich daran anschließende, detaillierte Einzelfalluntersuchung meines Kritikansatzes im Kapitel „Ein Fallbeispiel: Das Erlanger Transdifferenz-Konzept“ (vgl. Unrein und vermischt: S. 95-107) nicht einmal erwähnt.

### **Richtigstellung Nr. 3**

*„Ha erklärt, dass Salman Rushdies ‚Liebeslied für Bastarde‘ zu den am ‚häufigsten zitierten Beschreibungen kultureller Hybridität‘ (S. 88) gehöre. Er scheint jedoch nicht realisiert zu haben, dass es sich bei diesem ‚Liebeslied‘ um den Roman *The Satanic Verses* aus dem Jahr 1988 handelt.<sup>22</sup> Mit ihm hat Rushdie einen Schlüsseltext für die postkoloniale Umwertung von Hybridität vorgelegt. Ha zählt den Autor zu den ‚üblichen Verdächtigen‘, deren Beschreibungen von Hybridkulturen ‚banal‘ wirkten (S. 88). Er schließt sich pauschal einer Sekundärliteratur an, die Rushdie und andere als ‚postkoloniale Metropolen-Intellektuelle‘ tadelt, weil diese lediglich die ‚Bedürfnisse eines ethnographischen Tourismus‘ bedienten (S. 89). Rushdie biete nur ‚Klischees‘, die nichts mit Hybridität zu tun hätten, ‚sondern allenfalls ethnisierend und exotisierend‘ wirkten (S. 89).“ (Schwarz: Absatz 7, Fn. im Original)*

Als erstes möchte ich anmerken, dass mir der unangebrachte und mit weitreichenden Defizitunterstellungen arbeitende Sprachgestus, der sich durch die gesamte Besprechung zieht, hier besonders unangenehm aufgefallen ist und in einer sachlichen Rezension keinen Platz haben sollte. Mir ist wichtig zu betonen, dass meine Position in „Unrein und vermischt“ im Vergleich zu früheren Einschätzungen nuancierter geworden ist, weil die vom Rezensenten verschwiegenen Analysen unter anderem von Graham Huggan, John Hutnyk und Barbara Schmidt-Haberkamp<sup>23</sup> mich davon überzeugt haben, den sich selbst zelebrierenden Hybriditätsdiskurs zu misstrauen und es wichtig ist, eine differenziertere Diskussion anzustreben.

Im Gegensatz zur Behauptung des Rezensenten habe ich einerseits versucht, ein Roman Rushdies in der Wahrnehmung seiner deutschen Liebhaber beispielhaft zu reflektieren, die – durch die Aneinanderreihung von selektiven Zitaten – eine ethnisierende und exotisierende Repräsentation von Rushdies Werk ermöglichen. Andererseits werfe ich die Frage auf, ob Denkfiguren und Analyseperspektiven wie „postcolonial

<sup>22</sup> Salman Rushdie: In Good Faith. In: S. R.: Imaginary Homelands (1990). Essays and Criticism. London: Penguin 1991, S. 393–414, hier S. 394.

<sup>23</sup> Huggan, Graham (2001): The Postcolonial Exotic. Marketing the Margins. London – New York: Routledge. Hutnyk, John (1997): „Adorno at Womad. South Asian Crossovers and the Limits of Hybridity-Talk“. In: Werbner, Pnina/Modood, Tariq (Hg.) (1997): Debating Cultural Hybridity. Multi-Cultural Identities and the Politics of Anti-Racism. London: Zed Books, S. 106-136. Hutnyk, John (2000): Critique of Exotica: Music, Politics and the Culture Industry. London: Pluto Press. Schmidt-Haberkamp, Barbara (2000): „Appropriation of the Third Space. Considerations upon the Mediating Function of Migrant Writers“. In: Reitz, Bernhard/Rieuwerts, Sigrid (Hg.) (2000): Anglistentag 1999 Mainz. Proceedings of the Conference of the German Association of University Teachers of English. Trier: WVT, S. 301-311.

exotic“ und „marketing the margin“ sinnvoll sind und berichte über Forschungen, in der bestimmte Formen der postkolonialen Literatur als ethnographischer Tourismus analysiert werden. Das meine Diskussion weitaus nuancierter und vorsichtiger ausfällt als die Missrepräsentation des Rezensenten vermuten lässt und seine Vorwürfe bei genauerer Betrachtung nicht belegbar sind, wird im vollständigen Zitat erkennbar:

„Im Kontrast zur fortgeschrittenen Terminologie wirken konkrete Beschreibungen von Hybridkulturen zuweilen recht banal. Zu den üblichen Verdächtigen gehört Salman Rushdie, der für viele den ‚hybriden, postkolonialen Künstler zwischen verschiedenen Kulturen‘ (Wagner: 21) verkörpert und dessen Romane oft als grenzüberschreitende Visionen gelesen werden (Wicker 2000: 206f., 213). Sein ‚Liebeslied für Bastarde‘ (Rushdie 1992: 459) gehört zu den am häufigsten zitierten Beschreibungen kultureller Hybridität. Es ist signifikant, dass Wagner ausgerechnet jene Passagen aus Rushdies Roman ‚Der Boden unter den Füßen‘ (1999) als kulturelle Hybridisierung vorstellt, die eher an eine Aneinanderreihung multikultureller Stereotypen erinnern. Hybridisierung entsteht anscheinend, wenn ‚ethnisch-nationale Eigenschaften‘ sich eklektisch verbinden, wenn in Rushdies Worten ‚die Trommeln Afrikas [...] Die polnischen Tänze, die italienischen Hochzeiten, die Sorbas-zithernden Griechen. Die trunkenen Rhythmen der Salsa-Heiligen. [...] die Sexyneß der kubanischen Blechbläser, die faszinierenden Rhythmen der brasilianischen Trommeln‘ (zit. nach Wagner 2001: 21) miteinander verschmelzen. In anderen Diskursen wurden Rushdie und weitere postkoloniale Metropolen-Intellektuelle mit dem Vorwurf konfrontiert, die Bedürfnisse eines ethnographischen Tourismus zu bedienen (Schmidt-Haberkamp 2000: 301-311).“ (Unrein und vermischt: S. 88f.)

Obwohl der Rezensent – laut seiner Publikationsliste<sup>24</sup> – sich seit längerer Zeit mit kolonialhistorischen Themen auseinandergesetzt hat, sind seine Kenntnisse über hiesige postkoloniale Rezeptionsprozesse offensichtlich auf Teilbereiche beschränkt. An dieser Stelle möchte ich *nicht* über intentionale Ausschlüsse und Missrepräsentationen kritischer Perspektiven spekulieren, die die Deutungshoheit einer bestimmten Lesart von postkolonialer Kritik im deutschen Diskurs absichern will, sondern die Vorwürfe, so wie sie vom Rezensenten begründet wurden, ernstnehmen. Würde der Rezensent sich mit der deutschsprachigen Rezeption postkolonialer Kritikansätze besser auskennen, hätte ihm auffallen können wie absurd seine Bemerkung klingt: „[Ha] scheint jedoch nicht realisiert zu haben, dass es sich bei diesem ‚Liebeslied‘ um den Roman *The Satanic Verses* aus dem Jahr 1988 handelt“ (Schwarz: Absatz 7). Dann nämlich wäre dem Rezensenten bekannt, dass ich mich bereits in meiner Diplomarbeit (1998), die später nach einem Peer-Review-Verfahren unter dem breit rezensierten und rezipierten Titel „Ethnizität und Migration“ (1999/2004)<sup>25</sup> zunächst in der renommierten Reihe „Einstiege: Grundbegriffe der Sozialphilosophie und Gesellschaftstheorie“ des sozial-

<sup>24</sup> <http://thomschwarz.wordpress.com/artikel/> (04.04.2012)

<sup>25</sup> Eine Übersicht an Rezensionsausügen ist hier einsehbar: <http://www.amazon.de/Ethnizität-Migration-Reloaded-Kulturelle-postkolonialen/dp/3865730094> (04.04.2012).

wissenschaftlichen Verlags Westfälisches Dampfboot veröffentlicht wurde<sup>26</sup> und seitdem von vielen Sozial- und Kulturwissenschaftler/-innen als Seminarliteratur verwendet wird,<sup>27</sup> ausführlich mit Salman Rushdies „Liebeslied für Bastarde“ auseinandergesetzt habe:

„Hierin folgen wir einem Gedanken von Salman Rushdie, der in einem Essay erklärte: ‚Wenn ‚Die Satanischen Verse‘ überhaupt etwas sind, dann eine Betrachtung der Welt aus der Perspektive des Migranten. Sie entstanden aus eben der Erfahrung von Entwurzelung, von Trennung und Metamorphose (langsam oder schnell, schmerzlich oder freudig), die allen gemeinsam ist, und aus der, davon bin ich überzeugt, eine Metapher für die gesamte Menschheit abgeleitet werden kann‘ (Rushdie 1992: S. 457).“ (Ethnizität und Migration 1999: S. 15)

An anderer Stelle stellte ich in meinem Erstlingswerk fest: „Dementsprechend sieht Salman Rushdie, der die Motive der modernen Migrationsliteratur wesentlich mitbestimmt hat, in der Migration gerade auch *Chancen zur Selbstbefreiung*, die sich aus dem Verlust von Bindungen ergeben“ (Ethnizität und Migration 1999: S. 39). In meinem ersten Buch stimmte ich damals Rushdie recht euphorisch zu und zelebrierte die Chancen der Hybridisierung (vgl. Ethnizität und Migration 1999: S. 83-84). Außerdem diskutierte ich ausführlich sein „Liedeslied für Bastarde“ und zitierte dieses Lied in voller Länge (Ethnizität und Migration 1999: S. 143-147).<sup>28</sup> Ferner:

„Die Geschichte zu kennen, wurde so zu einer kraftvollen Waffe, weil sie zum ersten Mal nicht dazu benutzt wurde das *Andere* festzulegen und abzuwerten. Stattdessen verwandelte sie sich zu einer erfrischenden Quelle der Inspiration, die Rushdie ‚imaginary homelands‘ taufte.“ (Ethnizität und Migration: S. 174, vgl. auch S. 174-177)<sup>29</sup>

#### **Richtigstellung Nr. 4**

„Einmal mehr verschanzt sich Ha hinter anderen ‚postkolonialen Kritiker/-innen‘, wenn er behauptet, Edward Said verwende das Konzept der Hybridität affirmativ und

---

<sup>26</sup> Ha, Kien Nghi (1999): Ethnizität und Migration. Einstiege: Grundbegriffe der Sozialphilosophie und Gesellschaftstheorie, Bd. 9, Münster: Westfälisches Dampfboot, 1999, 212 S. Nachdem die Erstauflage vergriffen war, wurde diese Arbeit dann als erweiterte Neuauflage veröffentlicht: Ethnizität und Migration Reloaded. Kulturelle Identität, Differenz und Hybridität im postkolonialen Diskurs. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag Berlin, erweitert u. überarbeitet, Neuauflage, 2004, 237 S.

<sup>27</sup> Auf Nachfrage bin ich gerne bereit eine unvollständige Auflistung vorzunehmen.

<sup>28</sup> Es würde den Rahmen sprengen, wenn ich meine damalige Diskussion hier rezitieren würde, so dass ich an dieser Stelle nur auf die leicht greifbare Quelle verweise.

<sup>29</sup> Eine wesentlich modifizierte Haltung, die wörtlich auch in „Unrein und vermischt“ einflussnahm, nahm ich bereits in der überarbeiteten Fassung „Ethnizität und Migration Reloaded“ (2004: S. 158) ein.

*unkritisch und verschreibe sich einem ‚elitären Kosmopolitismus‘ (S. 93). Eine begriffsgeschichtliche Rekonstruktion der postkolonialen Diskussion über Hybridität hätte auch erwähnen müssen, dass Said sein Werk Culture and Imperialism mit einem einflussreichen Manifest für die Entfaltung von ‚hybrid counter-energies‘ beschlossen hat.<sup>30</sup>“ (Schwarz: Absatz 8, Fn. im Original)*

Die postkolonialen Autor/-innen, die in diesem Abschnitt als Quellen erwähnt werden, sind Roger Bromley (2000), Pnina Werbner und Tariq Modood (1997), Avtar Brah und Annie Coombs (2000), Aijaz Ahmad (1994) und Arif Dirlik (1997) sowie Robert Young (2000)<sup>31</sup> um diese Position von Edward Said zu diskutieren und daran zu erinnern, dass Hybridität auch eine Form der schmerzhaften und verletzenden Grenzerfahrung ist:

„So fühlten sich viele nicht repräsentiert, als der leider verstorbene Edward Said sich von seiner Position aus für einen fröhlichen Identitätswechsel aussprach: ‚Die Funktion von Menschen wie mir, die tatsächlich vielen Kulturen angehören, muß sein, immer wieder zu betonen, daß es keine Notwendigkeit gibt, sich für die eine oder andere Kultur zu entscheiden. Ich bezeichne mich weder als Araber oder Orientalen, noch als Westler oder Amerikaner. Anstelle des ‚oder‘ setze ich das ‚und‘ [...] wir müssen eine neue Art Begeisterung erzeugen, die einen Identitätswechsel zur Sehnsucht und nicht zu einer dramatischen Erfahrung macht‘ (Said 1999: 40f).“ (Unrein und vermischt: S. 93)

Es ist sehr auffällig, dass der Rezensent sich nicht im Geringsten, um eine sachliche und kontextspezifische Diskussion bemüht. Statt dessen werden spekulative persönliche Charaktereigenschaften meiner Person als Fremdzuschreibung konstruiert, obwohl der Rezensent mich persönlich nicht kennt und solche „Argumente“ höchst fragwürdig sind. Seine Aufforderung Edward Saids kritisches Werk in „Unrein und vermischt“ zu würdigen, verkennt die Tatsache, dass meine Studie sich mehrfach positiv auf Saids Arbeiten bezieht. So ignoriert der Rezensent bspw. einfach dieses Resümee, das ich nach einer längeren Diskussion über die Bedeutung von Saids Orientalismus-Studie ziehe:

---

<sup>30</sup> Edward Said: Culture and Imperialism. London: Vintage 1993, S. 406.

<sup>31</sup> Ahmad, Aijaz (1994): In Theory. Classes, Nations, Literatures. London – New York: Verso. Bromley, Roger (2000): „Multiglobalismen – Synkretismus und Vielfalt in der Populärkultur“. In: Robertson/Winter (Hg.), S. 189-205. Brah, Avtar/Coombs, Annie (Hg.) (2000): Hybridity and its Discontents. London – New York: Routledge. Dirlik, Arif (1997): The Postcolonial Aura. Third World Criticism in the Age of Global Capitalism. Boulder/Colorado: Westview Press. Young, Robert J.C. (2000): „The Politics of Postcolonial Critique“. In: Reitz, Bernhard/Rieuwerts, Sigrid (Hg.) (2000): Anglistentag 1999 Mainz. Proceedings of the Conference of the German Association of University Teachers of English. Trier: WVT, S. 231-243. Werbner, Pnina/Modood, Tariq (Hg.) (1997): Debating Cultural Hybridity. Multi-Cultural Identities and the Politics of Anti-Racism. London: Zed Books.



„Trotz der grundsätzlichen Ablehnung durch westliche Orientalist/-innen auf der einen Seite und konstruktiven Detailkritiken auf der anderen liegt der unbestreitbare Verdienst von Saids Orientalismus-Studie darin, dass sie die Colonial Discourse Analysis als akademische Disziplin begründete und etablierte. Zumindest im anglophonen Raum wurden dadurch institutionalisierte Arbeitsbereiche geöffnet und diskursive Anknüpfungsmöglichkeiten geschaffen, von denen viele andere Arbeiten und Projekte profitierten.“ (Unrein und vermischt: S. 60)

Bereits in meiner Diplomarbeit und auch in anderen seitdem erschienenen Publikationen, die den Rezensenten bisher nicht erreicht haben, habe ich mich mit Saids Analyse in „Culture and Imperialism“ (1994) detailliert auseinandergesetzt, so dass der unfreiwillige „Nachhilfeunterricht“ unpassend wirkt:

„Wie Edward Said in seinem Abschlußkapitel „Freedom from Domination in the Future“ seiner hochgelobten Studie „Culture and Imperialism“ schreibt, sind es die „renewable, almost sporty discontinuities of intellectual and secular impurities - mixed genres, unexpected combinations of tradition and novelty“, die als „hybrid counter-energies“ (Said 1994: S. 406) von Bedeutung sind. Dabei ist zu bedenken, daß Said selbst in sozialer und kultureller Hinsicht ein Zwitterwesen ist, weil er einerseits ein international angesehener Professor für Englisch und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Columbia Universität ist und als intimer Kenner europäischer Kulturgeschichte gilt; andererseits doch *nur* ein palästinensischer Flüchtling ist, der an der Schwelle zur „Marginalität“ im New Yorker Exil überwintert. Aber vielleicht ist es gerade diese *Zwischenposition* und die *Gegensätzlichkeit der Grenzerfahrungen*, die ihm eine Einsicht vermittelt haben, welche zum zentralen Ausgangspunkt postkolonialer Repräsentationspraktiken geworden ist: „No one today is purely one thing. Labels like Indian, or woman, or Muslim, or American are no more than starting-points, which if followed into actual experience for only a moment are quickly left behind. Imperialism consolidated the mixture of cultures and identities on a global scale. But its worst and most paradoxical gift was to allow people to believe that they were only, mainly, exclusively, white, or black, or Western, or Oriental. Yet just as human beings make their own histories, they also make their cultures and ethnic identities“ (Said 1994: S. 407f.).“ (Ethnizität und Migration: S. 137; vgl. außerdem dort meine Ausführungen zu Said auf S. 37-38, 43, 88, 117, 171)

### **Richtigstellung Nr. 5**

„Mit Bezug auf die ‚(griechischen) Geschichtsannalen‘ (S. 115) erklärt Ha, dass der barbarische Tyrann Dareios II. unehelicher Abstammung gewesen sei. Has Annalen sind die Microsoft Encarta sowie eines der mit Vorsicht zu genießenden Werke des Historikers Hermann Bengtson, der seine Karriere als Mitglied der NSDAP begann und

*dessen Ausführungen über einen ‚barbarischen Osten‘<sup>32</sup> man vor dem Hintergrund des Kalten Krieges lesen muss.“ (Schwarz: Absatz 11)*

Nach meinen Ausführungen über Platons Bastardbegriff in der „Politeia“ (Der Staat) schließt sich die Diskussion über die Konstruktion von Dareios II. als eine frevelhafte Bastardfigur in der athenischen Narration an, um an diesem historischen Beispiel die kulturell-politischen Konnotationen zwischen „Bastard“ und „Barbar“ im westeuropäischen Kontext zu eruieren (S. 115-116). Die Textstelle, in der ich angeblich „erklär[e] ..., dass der barbarische Tyrann Dareios II. unehelicher Abstammung gewesen sei“, problematisiert eigentlich die dominante historische Narrationsweise, die sich viel zu selten mit ihren eigenen Geschichtsgrundlagen, der situierten Sichtweise ihrer Quellen sowie mit der Frage nach der Macht zur historischen Narration auseinandersetzt, obwohl Dareios II. in erster Linie als athenische Repräsentation in den geschichtlichen Narrativen erscheint:

„Bereits die antiken Athener gaben dem Perserkönig Dareios II. den Beinamen ‚Nothos‘ (griechisch für ‚Bastard‘). Den (griechischen) Geschichtsannalen nach soll er von 423-404 v.u.Z. das persische Großreich durch rücksichtslose Herrschaft bis an die Grenze des moralischen und kulturellen Untergangs geführt haben. Damit spielten die Griechen nicht nur darauf an, dass er als unehelicher Sohn Artaxerxes’ I. von so zweifelhafter Abstammung war, dass selbst sein Geburtsdatum im Dunkeln lag.<sup>33</sup> Auch galt er als ‚geborener Verräter‘ und unrechtmäßiger Emporkömmling, der einen Platz beanspruchte, der ihm nicht zustand. Dareios II. erschien als ein unfähiger wie skrupelloser Tyrann, der die ihm übertragene Position des Satrapen (Statthalter) der persischen Provinz Hyrkanien am Kaspischen Meer nicht mit Dankbarkeit, sondern mit Machtgier und Mord zurückzahlte: Um die Krone zu ergreifen, soll Dareios II. seinen Halbbruder Sogdianos kurze Zeit nach dessen Thronbesteigung ermordet haben, der wiederum kurz zuvor den eigenen Bruder und rechtmäßigen Thronnachfolger Xerxes II. tötete (vgl. Bengtson 1998: 177).“ (Unrein und vermischt: S. 115, Fn. im Original)

Diese Ausarbeitung ist wiederum ein Zwischenschritt um anschließend nach kulturellen Anschlüssen in der Gegenwart zu suchen – hier am Beispiel von Zack Snyders Hollywood-Heldenepos „300“ (2007), das die legendäre Schlacht bei den Thermopylen (480 v.u.Z.) bildgewaltig als westlicher Freiheitskampf Weißer,<sup>34</sup> treuergebener, heroischer Männerbünde gegen das verkommene asiatische Heer der „100 Nationen“ feiert (S. 117-119). Über diesen diskursanalytischen Längstschnitt, der die Diskussion auch auf Fragen der Perspektivität und der historisch wirksamen Geschichtsbilder lenkt, erfahren die Leser/-innen dieser Rezension leider nichts, da hier die inszenierte Kritik und nicht

<sup>32</sup> Dieser Begriff kommt in meinem Buch „Unrein und vermischt“ nicht vor.

<sup>33</sup> Vgl. Art. „Dareios II.“, Microsoft Encarta ’99 CD-ROM Enzyklopädie.

<sup>34</sup> Ich setze „Weiß“ in Großschreibung, weil dieser Begriff in diesem Kontext kein Farbadjektiv darstellt, sondern eine politische Kategorie mit rassenkonstruktivistischer Bedeutung ausdrückt.

die zusammenhängende oder kontextualisierte Repräsentation der zu besprechenden Studie Präferenz genießt. Dementsprechend mokiert sich der Rezensent über meine Quellenwahl<sup>35</sup> und verbreitet die nebulöse Behauptung weiter, ich hätte eines der ideologisch verbrämten Schriften des Althistorikers Hermann Bengtson verwandt.

Tatsächlich wäre dieser Hinweis des Rezensenten relevant, wenn er so redlich gewesen wäre das von mir verwandte Werk Bengtsons seinen Leser/-innen preiszugeben und er sich außerdem die Mühe gemacht hätte seine weitreichenden Behauptungen wenigstens mit einer wissenschaftlichen Quelle nachprüfbar abzusichern. Obwohl ich die Befürchtungen des Rezensenten nicht für grundsätzlich abwegig halte, bedürfte es für eine fundierte Kritik konkretisierender Hinweise, die nicht den Charakter einer pauschalen Unterstellung haben. Vor allem hätte der Rezensent klar stellen müssen, welche Werke Bengtsons von seiner Kritik betroffen sind und aufzeigen müssen, inwieweit die von mir verwandte Stelle davon betroffen ist. Allerdings habe ich Bengtson in meiner Studie nur ein einziges Mal konsultiert, wobei seine ereignisgeschichtliche Darstellung des Thronaufstiegs von Dareios II. wenig spektakulär ist und ihr Inhalt auch in weniger verdächtig erscheinenden Publikationen wie der *Encyclopaedia Britannica* 2007 zu finden ist.

Allerdings ist es mehr als fraglich, dass es dem Rezensenten hier um eine ernsthafte Auseinandersetzung geht. Das wird bereits an dem sonderbaren Umstand deutlich, dass er den Leser/-innen den Namen des eigentlichen Objekts seiner Kritik sicherheitshalber gleich verschweigt. Bei der betreffenden Schrift handelt es sich keineswegs um eine obskure Hochschulschrift aus der NS-Zeit – wie die Kontextualisierung des Rezensenten nahelegt. Vielmehr beziehe ich mich auf eine Sonderausgabe des von Herman Bengtsons in Zusammenarbeit mit international führenden Historiker/-innen herausgegebenen Bandes „Griechen und Perser. Die Mittelmeerwelt im Altertum I“<sup>36</sup>, das 1965 erstmalig in der epochalen Reihe Fischers Weltgeschichte erschien und bereits 1993 eine Gesamtauflage von 130.000 Exemplaren erreichte.<sup>37</sup> Auch in anderen Ländern wuchsen Generationen mit den Geschichtsbildern dieses Werkes auf: Nachdem die

---

<sup>35</sup> Die Nennung der unumstrittenen Microsoft Encarta in meiner Studie lässt sich leicht erklären: Dort bin ich erstmalig auf den athenischen Bastardnamen von Dareios II. gestoßen, so dass ich diesen Zufallsfund auf diese Weise dokumentiert habe. Wie der Artikel „Dareios II.“ verfügen auch andere Microsoft Encarta Eintragungen häufig über einen hohen Informationswert, da die Microsoft Encarta auf Inhalte renommierter Enzyklopädien wie dem Funk & Wagnalls New Encyclopedia, dem britischem New Merit Scholar's Encyclopedia von Macmillan sowie dem besonders hochwertigen Collier's Encyclopedia aufbaut. Die deutsche Sprachfassung wurde von einem großen akademischen Mitarbeiterstab und einem wissenschaftlichen Beirat u.a. mit dem angesehenen Historiker und Rassismuskforscher Imanuel Geiss betreut. Aus der Microsoft Encarta habe ich in dieser Studie sonst nur noch den Artikel „Hybride“ verwandt.

<sup>36</sup> Bengtson, Hermann (1998) [1965]: Griechen und Perser. Die Mittelmeerwelt im Altertum I. Zugl. Fischer Weltgeschichte Bd. 5. Augsburg: Weltbild.

<sup>37</sup> In der Deutschen Nationalbibliothek ist als letzte Neuauflage dieses Werk die Ausgabe von 2003 hinterlegt.

italienische Übersetzung 1967 in der Reihe „Storia universale Feltrinelli“<sup>38</sup> erschien, wurde 1969 auch die englischsprachige Übersetzung publiziert,<sup>39</sup> die sich für Hermann Bengtson schon bald auszahlte: 1973 wurde er Ehrenmitglied der traditionsreichen Society for the Promotion of Hellenic Studies in London, was seinen internationalen Ruhm weiter mehrte. Bengtson gilt bis heute als respektierter Althistoriker, der sowohl national als auch international zahlreiche Ehrungen erhielt: u.a. Mitglied der Königlichen Wissenschaftlichen Gesellschaft von Schweden (1962), Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften, Literatur und Schönen Künste von Belgien (1965), Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (1968). Das Werk „Griechen und Perser“ wird in der Encyclopaedia Britannica 2007 als „moderne Abhandlung“ mehrfach in Artikeln zur Antike von unterschiedlichen Autoren ausdrücklich empfohlen. All das deutet auf den ersten Blick nicht gerade daraufhin, dass das von mir verwandte Werk unwissenschaftliche NS-Geschichtsbilder propagiert und als typisches Geistesprodukt des Kalten Krieges anzusehen wäre. Die Kritik des Rezensenten würde vielleicht eher Sinn ergeben, wenn sie ganz allgemein nach Konstruktionen des „barbarischen Ostens“ in der westeuropäischen Historiographie suchen würde.

Wie notwendig eine differenzierte Kritik gerade bei notorischen Vielschreibern wie Hermann Bengtson ist, zeigt eine kurze Recherche im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek: Er ist dort als Autor von 109 Werken ausgewiesen, wobei auch Sonderausgaben, Neuauflagen und Übersetzungen in dieser Zahl inkludiert sind. Aus diesem Fundus stammten nur zwei Abhandlungen aus der Zeit vor 1945, die Ende der 1930er Jahre für die Bayerische Akademie der Wissenschaften verfasst wurden. Bereits seine erste Nachkriegspublikation „Einführung in die Alte Geschichte“ (1949)<sup>40</sup> wurde mehrfach aufgelegt und 1975 schließlich als englischsprachige Ausgabe von der University of California herausgegeben.<sup>41</sup> Andere Arbeiten wurden von sowjetischen Institutionen wie dem Institut für Orientstudien der Akademie der Wissenschaften ins Russische übersetzt.<sup>42</sup> Auch in jüngster Zeit sind Werke Bengtsons postum ins Spanische und Ungarische übersetzt worden,<sup>43</sup> so dass ein werksimmanenter und pauschaler NS-Verdacht wenig hilfreich erscheint. In einer Rezension über Stefan Rebenichs kritischen Aufsatz „Hermann Bengtson, 1909–1989“<sup>44</sup> heißt es zusammenfassend:

---

<sup>38</sup> Bengtson, Hermann (1967): *Greci e Persiani*. Milano: Feltrinelli.

<sup>39</sup> Bengtson, Hermann (1969): *The Greeks and the Persians*. London: Weidenfeld and Nicolson / New York : Dell Publishing.

<sup>40</sup> Bengtson, Hermann (1949): *Einführung in die Alte Geschichte*. München: Biederstein.

<sup>41</sup> Bengtson, Hermann (1975): *Introduction to ancient history*. Berkeley: University of California Press.

<sup>42</sup> Bengtson, Hermann (1982): *Praviteli épochi Èllinizma [Herrschergestalten des Hellenismus]*. Akademija Nauk SSSR, Institut Vostokovedenija. Moskva : Nauka.

<sup>43</sup> Bengtson, Hermann (2008): *Historia de Grecia*. Madrid: Gredos und Bengtson, Hermann (2010) *A hellenisztikus világkultúr*. Szeged : JATEPress.

<sup>44</sup> Stefan Rebenich (2010): *Hermann Bengtson, 1909-1989*. In: Katharina Weigand (Hg): *Münchener Historiker zwischen Politik und Wissenschaft: 150 Jahre Historisches Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität*. Herbert Utz Verlag, München, S. 281-308.

„Sehr lebendig charakterisiert der Berner Historiker Stefan Rebenich Hermann Bengtson, der durch seine einem restaurativ-traditionellen Geschichtsbild und ‚anti-quarischer Exaktheit‘ (S. 295) verpflichteten Werke den Nerv der Adenauerzeit traf und daher in den Nachkriegsjahren zum ‚Synonym für althistorische Lehrbücher‘ (S. 289) avancierte. Große Synthesen, theoretische Reflexion oder Abstraktion waren dagegen seine Sache nicht ... Rebenichs Urteil besticht durch detaillierte Werkkenntnis und spart nicht mit deutlichen Worten an der ‚positivistischen Produktivität‘ (S. 295) Bengtsons, der durch eine Vielzahl von Doktoranden und Habilitanden allerdings beachtlichen institutionellen Einfluss zu gewinnen vermochte.“<sup>45</sup>

Angesichts seines Plädoyers für das quellenkritische Arbeiten ist es unverständlich, warum der Rezensent seine eigene, mehr als kritische Position selbst so ungenügend begründet. Auch ist es nicht nachvollziehbar, warum er meine weitaus besser belegte Quellenkritik etwa an rassistisch konnotierten Aussagen von Richard Konetzke, Autor von „Süd- und Mittelamerika I“ in der Reihe „Fischer Weltgeschichte“ und Verfasser des entsprechenden Kapitels in der weitverbreiteten Propyläen-Weltgeschichte,<sup>46</sup> oder meine Problematisierung des eurozentrischen und kolonialen Afrikabildes in der Konzeption der Propyläen-Weltgeschichte mit keinem Wort erwähnt (S. 139-141).

### **Richtigstellung Nr. 6**

*„Es wäre interessant gewesen, wenn Ha für die historische Rekonstruktion einer Verbindung zwischen der Gedankenwelt Platons und dem Rassenwahn der Nazis auch die von ihm als »Blut-und-Boden-Übersetzung« (vgl. S. 113) titulierte Edition zum Abgleich der diskutierten Textstellen herangezogen hätte. Zum Schutz des Übersetzers Horneffer vor einer voreiligen Aburteilung sei darauf hingewiesen, dass es sich um einen Freimaurer handelt.“ (Schwarz: Absatz 12)*

Der Rezensent bezieht sich hier auf die Fußnote 3 auf Seite 113:

„Angesichts der nazistischen Herrschaft wurde die Berliner Platon-Ausgabe von dem jüdischen Gelehrten Erich Loewenthal († 1943 in Auschwitz) 1940 unter kon-

---

<sup>45</sup> Jedlitschka, Karsten: Rezension von Katharina Weigand (Hg.) Münchner Historiker zwischen Politik und Wissenschaft. 150 Jahre Historisches Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität. (Beiträge zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München 5), München 2010, Utz, 330 Seiten. In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, 16.05.2011, [http://www.kbl.badw-muenchen.de/zblg-online/rezension\\_1907.html](http://www.kbl.badw-muenchen.de/zblg-online/rezension_1907.html) (02.04.2012)

<sup>46</sup> Konetzke, Richard (1991) [1960-1964]: Überseeische Entdeckungen und Eroberungen. In: Mann, Golo/Heuß, Alfred/Nitschke, August (Hg.): Propyläen-Weltgeschichte. Eine Universalgeschichte. Band 6. Berlin: Propyläen, S. 535-634.

Konetzke, Richard (1998) [1965]: Süd- und Lateinamerika I. Die Indianerkulturen Altamerikas und die spanisch-portugiesische Kolonialherrschaft. Zugl. Fischer Weltgeschichte Bd. 22. Augsburg: Weltbild.

spirativen Bedingungen anonym herausgegeben. Die darin enthaltene ‚Politeia‘ (Der Staat) folgt der klassischen Übersetzung von Wilhelm Siegmund Teuffel (Buch I-V) und Wilhelm Wiegand (Buch VI-X) aus dem Jahre 1855/56 und wurde von Loewenthal behutsam modernisiert. In der Nachkriegszeit wurde diese Arbeit von Heidelberg aus weiter verlegt und ist in wissenschaftlichen Bibliotheken weit verbreitet. Unter den insgesamt zehn deutschsprachigen Gesamtausgaben gilt die Berliner Edition nach wie vor als ‚die vollständigste Platon-Ausgabe in deutscher Sprache‘ (Verlagswerbung) und wurde 1998 in der Digitalen Bibliothek Band 2 ‚Philosophie von Platon bis Nietzsche‘ neu herausgegeben. Keinesfalls ist sie mit der ‚Blut-und-Boden-Übersetzung‘ von August Horneffer (1973) aus den 1920er Jahren zu verwechseln. Vgl. Pannier (2007).“ (Unrein und vermischt: S. 113, Fn. 3)

Wie das Originalzitat zeigt, habe ich keinesfalls die von August Horneffer angefertigte Platon-Übersetzung einfach so nach eigenem Gusto als „Blut-und-Boden-Übersetzung“ titulierte, sondern die Einschätzung des promovierten Philosophen Jörg Pannier, der am Philosophischen Seminar der Universität Münster arbeitet, sinngemäß in Zitatform wiedergegeben – er bezeichnet diese Ausgabe als „Blut-und-Boden‘ Platon“. <sup>47</sup> Pannier schreibt über die vom Rezensenten als eher unbedenklich angesehene Platon-Ausgabe von August Horneffer: „Nahezu zeitgleich mit der Apelt-Ausgabe (1917-18) entstand die aus heutiger Sicht nicht unproblematische Übersetzung der Politeia von August Horneffer. Begeistert von der platonischen ‚Eugenik‘, dem darin verborgenen vermeintlichen Biologismus und dem damals mit Nietzsche verbundenen Pathos des ‚Willens zur Macht‘ frönt die Übersetzung der Idee des ‚gesunden Staates‘.“ <sup>48</sup>

Anscheinend hat der Rezensent die Erklärung in meiner Fußnote zur Verwendung der Berliner Platon-Ausgabe in meiner Studie nicht verstanden. Sein Glauben, dass Freimaurer für völkisch-eugenische Ideen nicht zu begeistern seien, scheint indes wenig Bestand zu haben. Hätte meine Studie die Platon-Ausgabe von Horneffer benutzt, dann hätte der Rezensent sicherlich mit größerer Berechtigung die Verwendung einer problematischen Übersetzung monieren können und meine Befunde angesichts ihrer verfälschenden Auswirkungen sicherlich noch stärkeren Zweifeln ausgesetzt. Aber vielleicht führt der Rezensent als althistorisch und Alt-Griechisch Interessierter <sup>49</sup> den von ihm angeregten Abgleich zwischen den verschiedenen Platon-Ausgaben selbst durch, um diese Forschungslücke zu schließen. Allerdings zielte meine Studie nicht darauf ab, völkisch-eugenische Leit motive in den zehn deutschsprachigen Gesamtausgaben Platons vergleichend zu untersuchen, sondern hat einen anderen thematischen Zuschnitt.

---

<sup>47</sup> Da ich auch Informationen zur Berliner Ausgabe von Loewenthal bei Pannier gefunden habe, wurde hier die Vergleichsform für die Quellenangabe verwandt.

<sup>48</sup> Jörg Pannier: Welchen Platon lesen?, <http://www.michael-funken.de/information-philosophie/philosophie/platonlesen.html> (15.3.2012).

<sup>49</sup> Siehe den späteren Abschnitt „Vom verfehlten Ausschlichten einer Fußnote“.

### Richtigstellung Nr. 7

*„Zur Klärung der Etymologie des Begriffs ‚Bastard‘ greift Ha auf die Wörterbücher Adelungs und der Grimms zurück sowie auf Heinz Küppers Lexikon der Umgangssprache (1997). Weitere Belege zur Etymologie des Begriffs entnimmt er aus einem ‚Universallexikon der Sittengeschichte und Sexualwissenschaft‘ und aus dem ‚Bilder-Lexikon der Erotik‘ (S. 121 ff.). Auch in einem dubiosen Werk muss ja nichts Falsches stehen, ein Abgleich mit dem als zuverlässig geltenden Deutschen Fremdwörterbuch<sup>50</sup> hätte sich dennoch empfohlen.“ (Schwarz: Absatz 15, Fn. im Original)*

Abgesehen davon, dass er hier eine weitere Quelle unterschlägt, nämlich „Der Große Brockhaus 1929“ (S. 122) sind zwei weitere Fehler offensichtlich: Zum einen wird aus einer Quelle zwei gemacht, da die Quelle „Bilder-Lexikon der Erotik. Universallexikon der Sittengeschichte und Sexualwissenschaft“ heißt; zum anderen, und das ist die weitaus gravierendere Unkenntnis, verwechselt der Rezensent das „Bilder-Lexikon der Erotik“ mit einer „dubiosen“ Männerphantasie. Das „Bilder-Lexikon der Erotik“ wurde in der angesehenen Digitalen Bibliothek aufgrund seiner Bedeutung als einzigartiges Referenzwerk 1999 neu aufgelegt und steht in vielen Universitätsbibliotheken für Forschungszwecke zur Verfügung. Die Herausgeber beschreiben dieses Werk wie folgt:

*„Bei dem vorliegenden Lexikon der Erotik handelt es sich um eine elektronische Neuauflage des ‚Bilderlexikon der Erotik‘, das zwischen 1928 und 1931 vom Wiener Institut für Sexualforschung herausgegeben wurde und erstmals das erreichte Wissen über menschliche Sexualität tabulos zusammenfaßte. An diesem ebenso mutigen wie ehrgeizigen Unternehmen beteiligten sich damals nahezu alle namhaften Sexualforscher der zwanziger Jahre. Schon allein wegen der Vielzahl der behandelten Aspekte und der Fülle seiner Fakten sucht das seit Jahrzehnten vergriffene Lexikon bis heute seinesgleichen.“ (Cover)*

Darüber hinaus verschweigt der Rezensent, dass ich auch die historischen Bedeutungskontexte des Bastardbegriffs durch zusätzliche Recherchen in der Bibliothek der Weltliteratur, im Gesamtwerk von Shakespeare, im Gesamtwerk von Karl May, den Erzählungen aus 1001 Nacht in zwölf Bänden, den umfangreichen Sammlungen „Deutsche Literatur von Frauen“, der „Studienbibliothek der deutschen Literatur von Lessing bis Kafka“ und der Gesamtausgabe der Marx-Engels-Werke weiter kontextualisiert habe (Unrein und vermischt: S. 124-126). Zusätzlich dienten Verweise auf Einzelquellen wie Immanuel Kants Schrift „Der Charakter der Rasse/Die anthropologische Charakteristik“ (S.126) sowie sprachliche Idiome wie der „Bastardtitel“ als Synonym für den Begriff „Schmutztitel“ (Deckblatt) beim Buchdruck (S. 124) als weitere Quellen.<sup>51</sup> Außerdem sind die unzähligen Bezugnahmen auf den Bastardbegriff

---

<sup>50</sup> Bastard. In: Deutsches Fremdwörterbuch. Bd. 3, Berlin: de Gruyter 1997, S. 207–212, hier S. 207.

<sup>51</sup> Aufgrund der Vielzahl der erwähnten Quellen verzichte ich hier auf die Literaturangaben.

bei der Analyse der historischen und sozio-kulturellen Repräsentation von „Rassenbastardisierungsprozessen“ sowie der „wissenschaftlichen Rassenhygiene“ im gesamten Buch für die Bedeutungsrekonstruktion wichtig.

### **Richtigstellung Nr. 8**

*„Im nächsten Schritt verspricht Ha die Klärung der ‚philosophischen Bedeutungskontexte‘ (vgl. S. 110). Platon beklagt, dass die ‚wahre Wissenschaft‘ (im Original steht philosophía) in ‚Unehre‘ geraten sei, weil sich ‚Bastardseelen‘ und keine ‚echte edelgeborene‘ mit ihr abgäben (S. 114). Im griechischen Text fehlen allerdings die ‚Seelen‘ als zweiter Teil des Kompositums, es geht schlicht um die Opposition von nóthoi (Bastarde) und gnêsioi (legitime Erben) (535b). Da sich Ha nicht mit philologischen Analysen aufhält, wirken seine Interpretationen Platons spekulativ. So nimmt er an, dass Platons Abwertungen wie die des Bastards sich auch auf die ‚Barbaren‘ beziehen können. Mag sein, aber es wäre Has Aufgabe, dies am Text zu zeigen, und sich bei solchen Aussagen nicht vage in der Sekundärliteratur abzusichern (S. 114).“ (Schwarz: Absatz 11)*

An dieser Darstellung sind mehrere Behauptungen problematisch:

1. Zum einen ist es unklar, warum für das Aufzeigen der philosophischen Bedeutungskontexte eine philologische Detailanalyse unabdingbar sei – auch wenn es dem Literaturwissenschaftler vielleicht als nächstliegende Methode vorkommt, ist es keineswegs die einzig legitime oder einzig gangbare.

2. Ebenso unklar ist der beabsichtigte Zweck der Anmerkung „Im griechischen Text fehlen allerdings die ‚Seelen‘ als zweiter Teil des Kompositums, es geht schlicht um die Opposition von nóthoi (Bastarde) und gnêsioi (legitime Erben) (535b)“. Will der Rezensent damit meine Feststellung widerlegen, dass im Platons Politeia die sozio-kulturelle Figur des „Bastards“ abgewertet wird, obwohl die schlichte Aufklärung des Rezensenten meine Analyse bekräftigt? Trotz dieser Sachlage behauptet der Rezensent, dass meine Interpretationen „spekulativ“, also unbegründet seien, weil ich keine philologischen Analysen erstellt hätte. Damit nimmt der Rezensent aber nicht zur Kenntnis, dass ich Platons Abwertungen des „Bastard“ an drei Stellen mit ausführlichen Zitaten (S. 133f.) belege und diskutiere.

3. Die Behauptung des Rezensenten „es wäre Has Aufgabe, dies am Text zu zeigen, und sich bei solchen Aussagen nicht vage in der Sekundärliteratur abzusichern“ entbehrt einer sachlichen Grundlage. An dieser Stelle habe ich zunächst auf Christian Delacampagne, der als international bekannter Spezialist für die Geschichte des Rassismus in der Antike gilt, verwiesen<sup>52</sup> und in der Fußnote einen anderen einschlägig bekannten Historiker zitiert:

---

<sup>52</sup> Ich habe konkret auf Christian Delacampagnes (2005): Geschichte des Rassismus. Düsseldorf: Artemis & Winkler, verwiesen, das unübersehbar mit dem Kapitel „Griechen und Barbaren“ (S. 19-30) eingeleitet wird (S. 114).



„Vgl. Hund (1999: 110-118) zum philosophischen Rassismus bei Aristoteles und Platon: „Soweit es sich [...] um Sklaven handelt, gilt ihr barbarischer Charakter nur als gleichsam gezähmt. Doch auch sie bleiben, wie die außerhalb der Gesellschaft stehenden Barbaren, geborene Feinde. Feindliche Fremdheit und sklavenhafte Minderwertigkeit werden zu einem rassistischen Argument verschmolzen, bei dem die Ausgrenzung nach außen Kohäsion nach innen vermitteln soll. Diese ideologische Operation ist nicht minder effektiv als banal und Platon deswegen offenbar auch ein wenig peinlich“ (ebd. 115).“ (Unrein und vermischt: S. 114, Fn. 4)<sup>53</sup>

Da der Rezensent mir mehrmals vorwirft, dass ich keine sprachwissenschaftliche Detailanalysen und -vergleiche vorgenommen hätte, möchte ich an dieser Stelle abermals betonen, dass diese Studie einen anderen Ansatz verfolgt:

„Mein Verständnis von Bedeutungsgebung und -wandlung im Diskurs um Hybridität lässt sich weder auf eine linguistische Problemstellung noch auf eine deskriptive Nachzeichnung reduzieren. Der Erkenntnisgewinn würde gering ausfallen, wenn die Begriffsentwicklung lediglich als abstrakte Ideengeschichte beschrieben wird, ohne die gesellschaftlichen Kontexte zu berücksichtigen. In Anlehnung an Michel Foucaults Verständnis von Diskurs und *Macht/Wissen*, das er in seinen historisch orientierten Wissensarchäologien, u.a. in „Wahnsinn und Gesellschaft“ (1969) und „Die Ordnung der Dinge“ (1971), dargelegt hat, lese ich in diesem Buch die eurozentrierte Kulturgeschichte der Hybridität als eine mehrschichtige, dynamisch geprägte Diskursformation.<sup>54</sup> Darunter ist eine ideelle Verdichtung im Prozess der Bedeutungskonstitution zu verstehen, wodurch eine Thematik wie Hybridität als Objekt der Wissensproduktion paradigmatisch kommuniziert werden kann.“ (Unrein und vermischt: S. 28, Fn. im Original)

---

<sup>53</sup> Hund, Wulf D. (1999): Rassismus. Die soziale Konstruktion natürlicher Ungleichheit. Münster: Westfälisches Dampfboot. Das Abschlusskapitel ist mit „Im Schatten des Glücks. Philosophischer Rassismus bei Aristoteles und Kant“ (110-126) überschrieben.

<sup>54</sup> Ich habe leider im Rahmen dieser Analyse nicht die Möglichkeit, Michel Foucaults Konzept der Gouvernementalität und der Biomacht im Bezug auf Konstitution und Reproduktion des modernen Rassismus im kolonialen Kontext vorzustellen. Entgegen der geläufigen Annahme, dass Foucault in seinem kritischen Werk ausgerechnet die kaum zu überschauende koloniale Dimension der Moderne gänzlich unbeachtet gelassen hätte, weisen inzwischen eine Reihe neuerer Studien nach, dass diese Lesart mehr irreführend ist, als zur Klärung beiträgt. Eine ausführliche Diskussion bieten Ann Laura Stoler (1995; 2002: 40-161) und auf Deutsch Angelika Magiros (1995) sowie ein knapper Überblick bei Bettina Beer (2002: 297-318) und Hito Steyerl (2003). Es ist kein Geheimnis, dass viele prominente postkoloniale Theoretiker/-innen wie etwa Edward Said in „Orientalism“ (1978) sich methodisch auf Foucaults Diskurs- und Machttheorie beziehen, was dann nicht selten als „widersprüchlich“ angesehen wurde. Inzwischen ist eine ausführliche Studie von Markus Schmitz zu Edward Saids Versuch einer Dekolonisation der Kulturkritik erschienen. Darin wird auch direkt in Foucaults Werk, vor allem am Beispiel seiner „Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft“ (1960), nach Anschlussstellen für eine postkoloniale Lesart seiner eigenen Schriften gefahndet (Schmitz 2008: 160-172).

### Richtigstellung Nr. 9

*„In eine Liste ‚Weißer bürgerlicher Männer‘<sup>55</sup>, die einem biologistischen Denken verhaftet seien, trägt Ha als ersten Herder ein, weil dieser eine ‚Bastardart‘ für unnatürlich und weitgehend unfruchtbar hält.“ (Schwarz: Absatz 16)*

Hätte der Rezensent mein Kapitel „Hybridität als ‚Rassenvermischung‘ im kolonialen Wissenschaftsdiskurs“ etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt, hätte ihm auffallen können, dass ich zunächst auf Carl von Linnés Ihre endgültigen Vortragsteams (1707-1778) Hauptwerk „Systema naturae“ eingehe (S. 131f.). Erst zwei Seiten später komme ich auf Johann Gottfried Herders (1744-1803) Hauptwerk „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ zu sprechen.

### Richtigstellung Nr. 10

*„Ha behauptet, dass Herders ‚Überzeugung‘ durch den zeitgenössischen Kontext von ‚Kolonialisierung‘, ‚Sklavenhandel‘ und ‚sexueller Gewalt‘ und daraus entstandenen ‚hybridisierten Bevölkerungsgruppen‘ geprägt sei: ‚Die Traumata und Geschändeten der ‚Neuen Welt‘ wurden im europäischen Kultur- und Rassendiskurs in einer dramatischen Umkehrung der historischen Ereignisse und des tatsächlichen Täter-Opfer-Verhältnisses zu einer zivilisatorischen Bedrohung umgedichtet‘ (S. 133). All dies Herder auf der Basis der Auswertung einer einzigen Textstelle aufzubürden, ist verwegen.“ (Schwarz: Absatz 16)*

Das Herder-Zitat zur Abwertung und Ablehnung der „Rassenvermischung“ diene als eines von vielen Nachweisen dazu rassistische und diskriminierende Sichtweisen in der europäischen Aufklärung zur Diskussion zu stellen.

Mir ist es vollkommen unbegreiflich, wie der Rezensent sich zu dieser kompromittierenden Behauptung hinreißen lassen konnte, ich hätte Herder für die globale Kolonialgewalt alleinverantwortlich gemacht. Als Nachweis würde ich gerne ein zusammenhängendes Zitat und kein zusammengesetztes Flickwerk sehen. Ich schrieb vielmehr:

„Herders Überzeugung entsprach einer zeitgenössischen Evidenz, die ihre Wissensproduktion und Autorität durch interessensgeleitete Definitionsmacht im Zuge der Kolonialisierung erlangte. Nach der Zerstörung indigener Gesellschaften und der Eroberung außereuropäischer Kolonialreiche begann vor allem auf dem amerikanischen Kontinent durch den transatlantischen Sklavenhandel ein millionenfacher Bevölkerungstransfer. Dieser setzte ein anhaltend gewalttätiges und traumatisches

---

<sup>55</sup> Der Rezensent bezieht sich wohl auf diese Formulierung: „Das biologistische Verständnis von Hybridisierung als ‚Rassenvermischung‘ ist durch rassenkonstruktivistische Konzepte vornehmlich Weißer bürgerlicher Männer in die Welt gesetzt worden“ (Unrein und vermischt: S. 132). Ansonsten taucht dieser Formulierung nur noch in einer Fußnote auf: „Wie die Französische und besonders offensichtlich die Amerikanische Revolution zeigten, galten die Menschenrechte zunächst nur für Weiße bürgerliche Männer“ (ebd.: S. 134).

Dreiecksverhältnis zwischen Europa, Afrika und Amerika in Gang, in der nicht zuletzt durch sexuelle Gewalt und koloniale Herrschaft hybridisierte Bevölkerungsgruppen entstanden. Die Traumata und Geschändeten der „Neuen Welt“ wurden im europäischen Kultur- und Rassendiskurs in einer dramatischen Umkehrung der historischen Ereignisse und des tatsächlichen Täter-Opfer-Verhältnisses zu einer zivilisatorischen Bedrohung umgedichtet. In diesem Negativierungsprozess, in der die Vermischung als Niedergang interpretiert wurde, spielte die Reanimierung antiker Vorstellungen über das Hybride eine bedeutsame Rolle.“ (Unrein und vermischt: S. 133).

Mein Argument war also genau umgekehrt: Nicht Herders Abwertung der „Rassenvermischung“ hat die Kolonialisierung oder gar koloniale Gewaltformen ursächlich in Gang gesetzt – wie der Rezensent es behauptet – sondern der zeitgenössische Kolonialdiskurs über „Rassen“ und „Rassenvermischung“ spiegelte sich in Herders Weltanschauung wider, der wie jeder Mensch und auch als Weißer bürgerlicher Mann keineswegs allmächtig war.

### **Richtigstellung Nr. 11**

*„Ha behauptet ferner, dass die ‚Frage der ‚Rassenvermischung‘ im kolonialen Wissenschaftsdiskurs‘ im ‚deutschsprachigen Raum‘ nur ‚sehr unzureichend systematisch erforscht worden‘ sei (vgl. S. 33). Als Antwort auf eine solche Unterstellung ließe sich eine Literaturliste einfügen.“ (Schwarz: Absatz 17)*

Der Rezensent bezieht sich hier auf folgende Darstellung in meiner Studie:

„Die im dritten Kapitel diskutierte Frage der ‚Rassenvermischung‘ im kolonialen Wissenschaftsdiskurs ist im deutschsprachigen Raum insgesamt gesehen bisher nur sehr unzureichend systematisch erforscht worden. Bei meinem Literaturstudium wurde ich vor allem im Bereich der erst seit Mitte der 1980er Jahre einsetzenden wissenschaftsgeschichtlichen Erforschung der deutschen ‚Rassenanthropologie und –hygiene‘ fündig.<sup>56</sup> Ihre besondere Bedeutung liegt nicht zuletzt darin begründet, dass in Deutschland viele akademische Disziplinen spätestens seit Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1945 und in einigen Bereichen teilweise noch darüber hinaus eine offen rassistische Wissenschaftskultur pflegten. Insbesondere die Geschichte der Anthropologie, Ethnologie, Soziologie, Medizin und Psychologie wurde stark durch eugenische und ‚rassenhygienische‘ Vorstellungen geprägt, die sich exzessiv mit der Figur des ‚Rassenbastards‘ beschäftigten. Angesichts seiner diskursiven Omnipräsenz ist die Auseinandersetzung mit dieser Figur im Sinne einer seriösen Aufarbeitung kaum vermeidbar. Das Thema der ‚Rassenvermischung‘ wird in der bisherigen Forschung meist lediglich im Rahmen von Werkanalysen, Biographien, Institutions- und Organisationsgeschichten behandelt. Da die Auseinandersetzung mit der Frage

---

<sup>56</sup> Siehe etwa Müller-Hill 1984, Weindling 1989, Pollack 1990, Weingart/ Kroll/Bayertz 1992, Schwartz 1995, Kühl 1997, Lüddecke 2000, Matz 2002, Rickmann 2002.

der Rassenkonstruktion bisher im Vordergrund steht, gerät die Thematik der ‚Rassenvermischung‘ oftmals ins Hintertreffen. Bisher haben wir letzteres nicht als selbständiges Themenfeld von zentraler Bedeutung angesehen. Vielleicht ist die noch fehlende erste deutschsprachige Monographie, die sich kritisch mit ‚mixed race‘ befasst, ein Indiz dafür, wie randständig diese Thematik bisher behandelt wird.“ (Unrein und vermischt: S. 33f., Fn. im Original)

Im Unterschied zur deutschsprachigen Situation habe ich für den anglophonen Bereich eine starke Zunahme der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dieser Thematik konstatiert, wo erste Institutionalisierungsprozesse in Form von „Mixed Race Studies“ und „Multiracial Studies“ zu beobachten sind (S. 35f.).

Ich bitte dem Rezensent mir die bereitwillig angebotene Literaturliste über die systematische Erforschung der „Rassenvermischung“ – nicht des Rassismus oder der Rassenkonstruktion – für den deutschsprachigen Raum zuzuschicken bzw. den Leser/-innen dieser Rezension als Fußnote in einer pdf-Datei zugänglich zu machen.

### **Richtigstellung Nr. 12**

*„Has Aufmerksamkeit entgeht, dass Fischer die angebliche Schädlichkeit der Rassenmischung keineswegs zufällig zu einem Zeitpunkt entdeckt, als die deutsche Kolonialarmee gerade den Aufstand der Herero und Nama mit einem genozidalen Feldzug niedergeschlagen hat.“ (Schwarz: Absatz 17)*

Der Vorwurf, dass mir das Genozid an den Herero und Nama entgangen sei, lässt sich leicht durch die Lektüre der Buches auf den Seiten 80, 81 und 86 entkräften, wo ich explizit darauf eingehe. Für die genauere Analyse von Eugen Fischers Werk über die Rehobother „Bastards“ (1913) im historischen Kontext habe ich auf spezialisierte Literatur wie von El-Tayeb (2001: 83-92), Grosse (1999), Lösch (1997) und Kattmann (1973)<sup>57</sup> verwiesen (vgl. S.171-172).

### **Richtigstellung Nr. 13**

*„Ambivalent bewertet Ha die positive Besetzung des Terms ‚Kanaken‘ durch Feridun Zaimoglu [sic!], sein Musterbeispiel für subversive ‚Signifying Processes‘ [sic!] (S. 41, S. 259 ff.). Er verdächtigt ihn, in der Zwischenzeit zu einem ‚sozial befriedeten Schriftsteller geworden‘ zu sein (S. 274). Der Schriftsteller habe sich bei seinem ‚Marsch durch die bürgerlichen Kulturinstitutionen‘ in der ‚elitären deutschen Hochkultur etabliert‘ (S. 274). Zaimoglu dürfte genug Humor haben, um sich geehrt fühlen [sic!].“ (Schwarz: Absatz 22)*

---

<sup>57</sup> El-Tayeb, Fatima (2001): Schwarze Deutsche. Der Diskurs um Rasse und nationale Identität 1890-1933. Frankfurt a.M.: Campus. Grosse, Pascal (2000): Kolonialismus, Eugenik und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland 1850-1918. Frankfurt a.M.: Campus. Lösch, Niels (1997): Rasse als Konstrukt. Leben und Werk Eugen Fischers. Frankfurt a.M.: Peter Lang. Kattmann, Ulrich (1973): Rassen. Bilder vom Menschen. Wuppertal: Jugenddienst.

Abgesehen von der nicht unerheblichen Tatsache, dass es um Signifying Practices geht und der zitierte Begriff „Signifying Processes“ in meiner Studie nirgendwo auftaucht, ist es auch bedauerlich, dass der Abriss einmal mehr weder meine theoretische Diskussion – hier von Henry Louis Gates „Signifying Monkey“, Michel Foucaults genealogische Perspektive auf die Formierung von Diskursen, Stuart Halls „Cultural Representations and Signifying Practices“ u.a. – noch meine historisch-politische Kontextualisierung des Kanakenbegriffs innerhalb der deutschen Kolonial- und Rassismusgeschichte für erwähnenswert hält. Statt dessen wird all dies auch noch mit einem falschen Schlagwort abgefertigt. Ebenso seltsam geht der Rezensent mit meinen empirischen Beispielen um: Zwar handelt er das Berliner Karneval der Kulturen der Welt in zwei Sätzen ab, obwohl dieses Event in meiner Studie nur relativ knapp erwähnt wird. Die weitaus umfangreicheren Analysen zum Eurovision Song Contest unter dem Leitspruch „Germany 12 Points!“ (S. 251-254) fallen dagegen seiner äußerst sparsamen Vorstellung meiner Studie zum Opfer.

Ich möchte auch nicht darüber klagen, dass ich entgegen der pauschalen Behauptung in der Rezension durchaus zwischen Feridun Zaimoğlu zahlreichen kanakischen Werken wie „Kanak Sprach“ (1995) und späteren Publikationen wie „Kopf und Kragen. Kanak-Kultur-Kompendium“ (2001) unterscheide und sie differenziert bewerte (S. 262-275). Allerdings hat der Rezensent zumindest in einem Punkt, wahrscheinlich ohne es selbst zu wissen und anders als er es glaubt, tatsächlich zufällig recht: Zaimoğlu und ich trafen uns vor nicht langer Zeit am 12.09.2011 im Ballhaus Naunynstr. im Rahmen des Festivals „Almanç! - 50 Jahre Scheinehe“ zu einem erinnerungswürdigen Podiumsgespräch. Trotz unterschiedlicher Ansichten in einigen Fragen hatten wir auf der Bühne gemeinsam mit dem Publikum und danach im privaten Rahmen viel Spaß aneinander, der im Beisein von Shermin Langhoff in ein langes Gespräch bis tief in die Nacht mündete. Uns ist der Humor nicht vergangen, und wir fühlen uns tatsächlich durch den respektvollen Umgang miteinander gegenseitig geehrt. Aber das können vielleicht nur Rezensenten verstehen, die Argumente und Sichtweisen vollständig wiedergeben.

„Zaimoğlu hat sich vom kanakischen Outsider zum ernstzunehmenden Insider der deutschen Gesellschaft gewandelt, der die großen deutschen Theater mit seinen Stücken bespielt, ab und an die Feuilletons der großen deutschen Tageszeitungen mit seiner Stimme bereichert und fast jedes Jahr uns mit neuen Werken mehr oder weniger beglückt. Diese Vorgänge sind so normal, dass man sich fragt, warum es eigentlich so lange dauerte, bis solche Lebensläufe und Zugänge möglich wurden, und warum Zaimoğlu in mehrerlei Hinsicht eine Ausnahmerecheinung im Kulturbetrieb darstellt. Zur neuen deutschen Realität gerade im Kultur- und Medienbetrieb zählt immer noch die Tatsache, dass vielen Menschen mit migrantischem Hintergrund trotz ihres unbestreitbaren Talents und harter Arbeit der Durchbruch bisher versperrt geblieben ist.“ (Unrein und vermischt: S. 275).

### Richtigstellung Nr. 14

*„Selbst eine leicht greifbare Quelle wie Hitlers Mein Kampf kommt nur im Modus ‚zit. nach‘ vor (S. 173, S. 177).“ (Schwarz: Absatz 24)*

Der Rezensent konstruiert mit diesem Tadel in seinem Fazit [!], dass es ein unabdingbarer und allgemein anerkannter Wissenschaftsstandard sei, in einer Studie, die sich zentral mit der Kulturgeschichte der Hybridität und der kolonialen „Rassenbastarde“ auseinandersetzt, und an zwei Stellen zur Illustration der eigentlichen Analyse sich auf unstrittiges Material eines Nachschlagewerks<sup>58</sup> stützt, ein methodisches Defizit. Dass Hitler wie der gesamte Nazismus die „Rassenvermischung“ grundsätzlich ablehnte und sie mit Kulturverfall und Genozid der „höherwertigen Rasse“ gleichsetzt, ist in der Geschichtswissenschaft unstrittig. Was wäre also der analytische Mehrwert, wenn ich, wie vom Rezensenten gefordert, im bereits systematisch erforschten Original nachgeschlagen hätte? Diese Aufforderung wäre eher verständlich, wenn mein Forschungsthema „Die Frage der ‚Rassenvermischung‘ im Nationalsozialismus“ lauten würde, dass ich aber einen thematisch viel breiteren Fokus habe und versuche die Kulturgeschichte der Hybridität von der Antike bis zur Postmoderne zu durchdringen, wird an dieser Stelle abermals geflissentlich ausgeblendet, um mir nachlässiges Arbeiten und nachlässiger Umgang mit Quellen vorwerfen zu können. Das ich an dieser Stelle transparent gemäß der Selbstverpflichtung zum guten wissenschaftlichen Arbeiten gehandelt habe, wird mir eigenartigerweise zum Vorwurf gemacht.

### Methodische Defizite?

*„Die Basis der inhaltlich ausgewerteten und nicht bloß mit der Suchmaschine überflogenen historischen Quellen ist relativ schmal. Eine Arbeit, die mit dem Anspruch auftritt, eine historische Diskursanalyse zu bieten, hätte aus der Primärliteratur rekonstruieren müssen, wie das Konzept der Hybridität vom botanischen bis in den anthropologischen Diskurs vordringt.“ (Schwarz: Absatz 24)<sup>59</sup>*

Ich bin grundsätzlich gerne bereit mich mit den methodischen Grenzen meiner Studie auseinanderzusetzen und finde diese Diskussion ausgesprochen wichtig. Allerdings kann eine solche Diskussion nur dann sinnvoll sein, wenn sie auf Fakten basiert und die Kritik qualifiziert ist. Leider erfahren die Leser/-innen der Rezension nichts von meiner

---

<sup>58</sup> Kammer, Hilde/Elisabet Bartsch (1992): Nationalsozialismus. Begriffe aus der Zeit der Gewaltherrschaft 1933-1945. Reinbek: Rowohlt

<sup>59</sup> Es ist gar nicht so eindeutig, wie der Rezensent es vereinfachend behauptet, dass der Hybriddiskurs nämlich ausschließlich vom botanischen hin zum anthropologischen Bereich verlief, da überlieferte Bedeutungen der antiken Vorstellungen von „hýbris“ und „hybrida“ sowie die Überschneidungen mit dem historischen und später kolonial aufgeladenen Bastardbegriff zu berücksichtigen sind.

Diskussion meines methodischen Ansatzes und den von mir konstatierten Beschränkungen meines Zugangs, die zudem mit einer kritischen Einschätzung der Quellen verbunden ist:

„Sicherlich können selbst breit angelegte digitale Datenbanken als lückenhafte Rekonstruktionen grundsätzlich nur einen selektiven und zum Teil zufälligen Ausschnitt aus der tatsächlichen Historie darstellen. Nichtsdestotrotz bieten sie unübersehbare Vorteile: Aufgrund ihres vielfach anerkannten, aber ebenso hinterfragbaren qualitativen Anspruchs,<sup>60</sup> ihrer quantitativen Datenfülle und ihrer präzisen Recherchemöglichkeiten lassen solche Datendanken bei aller Vorsicht empirisch belegbare Aussagen zu. Gerade bei sehr selten verwendeten Begriffen wie ‚hybrid‘ können digitalisierte Archive die Möglichkeiten eines analogen Abgleichs, etwa durch stichprobenartige Zugriffe eines Einzelforschers, weit übertreffen. Obwohl der Anspruch auf kanonische Repräsentativität ebenso wie der eurozentrierte Fokus kritisch zu hinterfragen ist, sind diese Datenbanken in diesem Fall gerade aufgrund ihres einseitigen Zuschnitts geeignet, vorherrschende Vorstellungen des Hybriden in der europäischen und insbesondere in der deutschen Schriftkultur anzuzeigen. Die in der Digitalen Bibliothek zur Verfügung stehenden historischen Quellen beziehen sich meist auf ins Deutsche übersetzte ‚Klassiker‘ im Bereich der europäischen Hochkultur und decken den Zeitraum von der Antike bis zur Jahrhundertwende des 20. Jahrhunderts ab. Als solche stellen sie gesellschaftlich anerkannte Repräsentationen in der westlichen Ideengeschichte dar, die zur ihrer Zeit bzw. im Nachgang aufgrund ihres kulturellen Einflusses häufig weite Verbreitung sowie vielfältige Formen der Rezeption und Übersetzung gefunden haben. Dies war vor allem dann der Fall, wenn diese Schriften von den dominierenden sozio-kulturellen Klassen in der Nachwelt als wichtige Werke mit bleibendem Wert angesehen wurden. Klassiker verfügen aufgrund ihres bedeutsamen intellektuellen Einflusses über eine historische Langzeit- und Breitenwirkung, die sich mit Unterbrechungen und Ruhephasen über Jahrhunderte auf viele Generationen von Leser/-innen über Sprach- und Staatsgrenzen hinweg erstrecken kann.

Ebenso wie der Zugang zum Hybriddiskurs im Rahmen dieser Aufarbeitung durch die zur Verfügung stehende Quellenlage limitiert ist, ist auch der zeitliche Bezug dadurch eingegrenzt.“ (Unrein und vermischt: S. 32f., Fn. im Original)

---

<sup>60</sup> So wirbt „Die Bibliothek der Weltliteratur“ mit folgender Selbstbeschreibung für sich: Sie „versammelt auf der Basis solcher Kanonlisten oder – in schlichteren Worten – Lektüreprüfungsempfehlungen die bedeutendsten Romane, Erzählungen, Dramen und Gedichte von den altindischen Veden bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Die Ausgabe umfasst auf über 85.000 Bildschirmseiten jeweils ein bis drei Hauptwerke von 122 Autoren“ (Finkbeiner/Hafki 2003: 3). Allerdings wird das Resultat nur sehr bedingt, wenn überhaupt, dem selbstgestellten Anspruch auf eine umfassende und wohl begründete Repräsentation der Weltliteratur gerecht: „Im Ergebnis ist eine Auswahl zustande gekommen, die vornehmlich europäische Autoren umfasst“ (ebd.: 6).

Nicht nur an dieser Stelle, sondern auch in anderen Passagen der Rezension werde ich implizit oder explizit dem Generalverdacht ausgesetzt methodisch unsauber gearbeitet zu haben. Dabei habe ich in meiner Studie meine Fragestellung und Vorgehensweise klar erläutert, ihre Reichweite und Möglichkeiten abwägend diskutierend ein- und abgegrenzt (vgl. Unrein und vermischt: S. 17-37) sowie bei der Auswertung der unterschiedlichen digitalen Datenbankquellen ergänzende Hinweise im Haupttext und in langen Fußnoten vorgenommen, um meine Arbeitsweise transparent zu machen und meine Quellen kritisch vorzustellen (vgl. etwa S. 110f., 112, 113, 120, 121, 124, 125), so dass die Lesenden sowohl meine empirische Datengrundlage als auch meine analytischen Ableitungen eigenständig einordnen können. Auch muss betont werden, dass nur ein Bruchteil meiner Studie, nämlich die 18seitige etymologische Einführung in die Begriffe „hybrid“ und „Bastard“ auf elektronische Recherchen beruhen. Eine wissenschaftliche Arbeitsweise besteht eben nicht darin eine allumfassende und perfekte Methodik, die es so nie geben dürfte, zur Anwendung zu bringen, sondern die eigene Vorgehensweise mit ihren Vor- und Nachteilen transparent zu machen, so dass die Beschränkungen auf den damit verbundenen Erkenntnisgewinn nachvollziehbar sind. Genau das habe ich nachweisbar gemacht.

Das es in meinem Fall sinnvoll sein könnte für die Recherche digitale Datenbanken zu nutzen, wird vom Rezensenten nicht einmal ansatzweise in Betracht gezogen und abwägend diskutiert. Abgesehen von der Tatsache, dass es für einen Einzelforscher ohne Hilfe digitaler Datenbanken praktisch unmöglich wäre Begriffe wie „hybrid“ und „Bastard“ in der mehrtausendjährigen Kulturgeschichte der Hybridität im europäischen Kontext textuell zu lokalisieren, eröffnen – wie meine Forschungsergebnisse zeigen – elektronische Recherchemöglichkeiten ganz neue Zugänge in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Daher ist es mehr als verwunderlich, dass der Rezensent meine transparente Arbeits- und Forschungsstrategie ausschließlich mit dem Verdacht des methodisch unsauberen Arbeitens belegt, so dass meine Studie mal als „spekulativ“ und ein anderes mal verächtlich „als bloß mit der Suchmaschine überflogene historische Quellen“ bezeichnet wird, obwohl ich meine exemplarischen Analysen kontextualisiert habe und aus digitalisierten Primärquellen zitiere, was der Rezensent erstaunlicherweise bestreitet. Vor diesem Hintergrund ist der Vorwurf des Rezensenten: „Eine Arbeit, die mit dem Anspruch auftritt, eine historische Diskursanalyse zu bieten, hätte aus der Primärliteratur rekonstruieren müssen“ (Schwarz: Absatz 24) vollkommen unhaltbar.<sup>61</sup>

Obwohl der Rezensent digitale Datenbanken für die wissenschaftliche Quellenarbeit in meinem Fall ablehnt, moniert er andererseits, dass die Materialbasis für meine exemplarische Analysen „relativ schmal“ sei. Dass seine Forderungen sich gegenseitig

---

<sup>61</sup> Sein Argument wäre nur in stark abgewandelter Form berechtigt, nämlich wenn die von mir verwendeten digitalisierten Primärquellen allgemein und in einem nennenswerten Umfang eine höhere Fehleranfälligkeit als ihre analogen Kopien aufweisen, die beanspruchen das Original (in Übersetzung) abzubilden. Da die Bände der Digitalen Bibliothek vielfach als editorische Meisterleistungen gelten, sind mir diesbezüglich keine allgemeinen oder systemischen Übertragungsprobleme bekannt.



ausschließen scheint ihm aber nicht bewusst zu sein. Denn nur die Nutzung digitaler Datenbanken ermöglicht es die Materialbasis für einen Einzelforscher zu erweitern:

„Um den Bedeutungswandlungsprozess im Denken über das Hybride anhand schriftlicher Quellen im deutschsprachigen Kontext nachzuverfolgen, erschien es mir in einem ersten Arbeitsschritt zunächst sinnvoll, seine überlieferten Spuren zu lokalisieren und seine jeweiligen Verständniskontexte exemplarisch herauszuarbeiten. Um eine möglichst breite Datengrundlage auswerten zu können, wurden neben zeitgenössischen auch historische Standardwörterbücher, Lexika aus dem deutsch- wie englischsprachigen Sprachraum, etymologische Nachschlagewerke, philosophische Handwörterbücher sowie themenzentrierte Fachliteratur konsultiert. Hinzu kommen Recherchen in der ‚Digitalen Bibliothek‘, deren umfassende Volltextsammlungen auf CD-ROM wie die ‚Dichtung der Antike von Homer bis Nonnos‘ (Lehmstedt 2000), ‚Philosophie von Platon bis Nietzsche‘ (Hansen 1998), ‚Die Bibliothek der Weltliteratur‘ (Finkbeiner/Hafki 2003) oder die ‚Studienbibliothek der deutschen Literatur von Lessing bis Kafka‘ (Bertram 2000) den Anspruch erheben, eine repräsentative Auswahl der europäischen bzw. deutschen Geistesgeschichte abzubilden. Außerdem recherchierte ich in elektronischen Datenbanken wie ‚The Philosopher’s Index‘ und ‚Biological Abstracts‘. (Unrein und vermischt: S. 32).

Wenn ich es recht verstehe, laufen die Anforderungen des Rezensenten darauf hinaus eine allumfassende Kulturgeschichte der Hybridität zu schreiben, was jedoch gar nicht möglich ist, weil die mündliche Sprache erst seit kurzer Zeit technisch überliefert werden kann und die überlieferte Schriftsprache nur sehr unvollständig erhalten geblieben ist und natürlich nicht den gesamten Diskurs zur einer gegebenen Zeit an einem bestimmten Ort abbilden kann, sondern nur einen spezifischen sozio-kulturellen Ausschnitt daraus darstellt. Trotzdem erhebt der Rezensent diese nicht unbescheidene Forderung:

„Ha nimmt an anderer Stelle an, dass ein ‚weitgehender Bedeutungsverlust dieses Wortstamms im weiteren Geschichtsverlauf zumindest in der schriftlich fixierten Hochkultur Europas mehr als wahrscheinlich‘ sei (S. 121). Im Klartext heißt das jedoch, dass der etymologische Befund zur konkreten Bestimmung der Konnotationen des Konzepts Hybridität nicht überschätzt werden darf. Vielmehr muss seine Bedeutung aus dem jeweiligen Kontext, aus dem synchronen System der Sprache, in dem man den Begriff vorfindet, rekonstruiert werden.“ (Schwarz: Absatz 10)

Es bleibt mir ein Rätsel wie der Rezensent zu dem Missverständnis gelangen konnte, dass es mir um eine allumfassende, statt – wie mehrmals betont – um eine qualitativ-exemplarische Diskursanalyse gehen würde. Qualitative Analysen arbeiten notwendigerweise exemplarisch, um anhand von Beispielen allgemeingültigere Tendenzen und Entwicklungen im historischen Prozess aufzuzeigen. Jede andere Zugangsweise zu meiner Thematik wäre nicht nur verwegen, sondern forschungsstrategisch völlig aussichtslos. Es wäre ein vermessenes Unterfangen die europäische Kulturgeschichte

der Hybridität mit ihren globalgeschichtlichen Kolonialisierungsdimensionen seit der Antike empirisch-quantitativ aufarbeiten zu wollen. Ich habe mich vor dieser Hybris explizit abgegrenzt und betont:

„Meine Untersuchung versteht sich in ihrer Gesamtheit als erste Annäherung an ein neues Themenfeld und kann daher keine lückenlose oder abgeschlossene Aufarbeitung leisten. Dazu ist nicht nur der zu überblickende Zeitraum zu umfangreich. Ebenso sind die feingliedrigen Diskursstränge zu komplex und zu stark ineinander verschachtelt, um sie im Rahmen dieser Studie vollständig freilegen zu können. Diese Aufgabe bleibt thematisch, räumlich und zeitlich stärker spezialisierten Studien vorbehalten, die hoffentlich entstehen werden.“ (Unrein und vermischt: S. 37).

### Vom verfehlten Ausschachten einer Fußnote

„Ein für sein Thema bedeutendes Ereignis der griechischen Antike vergräbt Ha in einer Fußnote, das sogenannte ‚Bastardgesetz‘ des Perikles. Es wurde jedoch nicht 457 vor unsere Zeitrechnung, sondern sechs Jahre später erlassen, und auch nicht ‚zu Lebzeiten Platons‘, der erst 428/27 vor unserer Zeitrechnung geboren wurde. Ha erläutert, das Gesetz habe die ‚Eheschließung zwischen athenischen Bürgern und fremden Frauen verboten‘ und ‚Kinder aus solchen Beziehungskonstellationen‘ nicht anerkannt (S. 165, Anm. 24). Ein Blick in die Quelle (Athenaion Politeia 26.4) hätte Ha gezeigt, dass das Gesetz die wichtige Funktion hatte, das attische Bürgerrecht an Kinder nur dann zu vergeben, wenn deren beide Elternteile, Vater und Mutter, aus Athen stammten. Diese Normierung ist symptomatisch für die *longue durée* eines Ausschlusses der *nóthoi* von elementaren demokratischen Rechten.“ (Schwarz: Absatz 13)

Der Rezensent bezieht sich hier auf diese Stelle: „Zu Lebzeiten Platons wurde in seiner Athener Polis unter Perikles 457 v.u.Z. ein so genanntes ‚Bastardgesetz‘ erlassen, das die Eheschließung zwischen athenischen Bürgern und fremden Frauen verbot und Kinder aus solchen Beziehungskonstellationen nicht anerkannte (Heuß 1960-1964: 278).“ (Unrein und vermischt: S. 165, Fn. 24)

Da ich ganz offensichtlich kein Althistoriker bin und diese Qualifikation in meiner Arbeit auch an keiner Stelle behauptet habe, habe ich mich auf Alfred Heuß' Beitrag ‚Hellas‘ in der Propyläen Weltgeschichte, Bd. 3 in der Buchausgabe von 1991 verlassen,<sup>62</sup> der zusammen mit Golo Mann und August Nitschke als Herausgeber der Propyläen Weltgeschichte fungiert. Da der Rezensent sich offenbar eher als Althistoriker berufen fühlt, seine Quellenkunde der Athenaion Politeia 26.4 im Alt-Griechischen Original preist und diese Arbeit auch von jedem Kulturwissenschaftler erwartet, muss

---

<sup>62</sup> Da diese Ausgabe mit der Erstausgabe von 1960-1964 identisch ist, habe ich im Literaturverzeichnis in Übereinstimmung mit den geläufigen Empfehlungen für das korrekte wissenschaftliche Arbeiten das Datum der Ersterscheinung angegeben.

an dieser Stelle nicht lange erklärt werden, welchen Stellenwert die Propyläen Weltgeschichte (1960-1964) und Alfred Heuß für die deutsche Geschichtswissenschaft und weit darüber hinaus bis heute haben: Beide gelten als herausragende Wegmarken der deutschen Geschichtswissenschaft und gerade Heuß' Beitrag in der Propyläen Weltgeschichte eilt bis heute ein guter Ruf voraus. Das Alfred Heuß, wie viele bedeutende Historiker seiner Generation, in das NS-System verstrickt war, ist sicherlich eine relevante Thematik, die aber in einer kurzen Fußnote über das Athener „Bastardgesetzes“ möglicherweise nicht vordringlich geklärt werden muss.

Was mich an der eingeschlagenen Kritikstrategie des Rezensenten nicht nur an dieser Stelle wundert ist, dass seine Besprechung meine Position abstrafte, aber nur selten die von mir genannten Quellen erwähnt oder gar abwägend diskutiert.<sup>63</sup> Der Rezensent spricht daher lieber davon, dass ich mich hinter Sekundärliteratur „verschanzen“ würde, obwohl ihm die Transparenz fehlt, die von mir zitierte Literatur zur Erläuterung seiner Einschätzungen namentlich in seine Kritik einzubringen. Denn in der Auseinandersetzung mit den von mir jeweils aufgeführten Quelle hätte sich eine weitaus spannendere, weitreichendere und wissenschaftlich tatsächlich relevante Diskussion entwickeln können. Da ich mich in meiner Ausführung in diesem Fall auf Heuß berufe, was der Rezensent wohlweislich verschweigt, ist es an der Zeit zu zitieren, was der Althistoriker selbst schreibt:

„Es [das Gesetz des Perikles, KNH] verbot hinfort die Heirat eines Atheners mit einer fremden Frau und erklärte eine solche Ehe für nichtig. Kinder aus ihr wurden nicht anerkannt und bekamen auch nicht das athenische Bürgerrecht (457).

Die Motive dieses ‚Bastardgesetzes‘ waren nicht ganz einheitlich. Doch deutlich wurde in ihm gesagt, daß attischer Bürger zu sein ein besonderes Vorrecht sei und nicht durch eine Ehe erschlichen werden könne. Es sollte nun gewissermaßen Privilegierte gegenüber den Nichtprivilegierten abgrenzen, wie es der Adel früher dem Nichtadeligen gegenüber getan hatte.“<sup>64</sup>

Aufbauend auf dieser Quellenlage wäre diese Formulierung meinerseits weniger missverständlich gewesen, um Flüchtigkeitsfehler zu vermeiden: „Zu Lebzeiten Platons war in seiner Athener Polis ein so genanntes ‚Bastardgesetz‘ wirksam, das 451 v.u.Z unter Perikles erlassen wurde und die Eheschließung zwischen athenischen Bürgern und fremden Frauen verbot sowie Kinder aus solchen Beziehungskonstellationen nicht anerkannte (vgl. Heuß 1960-1964: 278).“

Möglicherweise hätte diese Formulierung den unmittelbaren Anlass zur Kritik verschoben, aber wohl nicht verhindert. Wie die Ausführungen des Rezensenten über das

---

<sup>63</sup> Von den wenigen Quellen, die der Rezensent nennt, dienen drei dem Versuch meine Studie zu kompromittieren.

<sup>64</sup> Heuß, Alfred (1991) [1960-1964]: Hellas. In: Mann, Golo/Heuß, Alfred/Nitschke, August (Hg.): Propyläen-Weltgeschichte. Eine Universalgeschichte. Band 3. Berlin: Propyläen, S. 69-400, hier S. 278.

attische Bürgerrecht zeigen, wird damit suggeriert, dass meine Zusammenfassung im Bezug auf meine Argumentation defizitär sei, obwohl seine zusätzlichen Erläuterungen meine Aussagen nur unterstreichen.

Da es praktisch keine Bücher gibt, die ohne jegliche Fehler und Schwächen auskommen, ist es daher die Aufgabe einer verantwortungsvollen und geglückten Rezension wichtige von vernachlässigbaren Schwächen zu unterscheiden, wobei die spannende Frage hier nicht in der festgestellten Fehldatierung von sechs Jahren, sondern auf einer ganz anderen wissenschaftlichen Ebene gelagert ist, die der Rezensent entweder nicht erkannt oder (un)bewusst ausblendet hat. Nun stellt sich natürlich hier die Frage, wo der diskussionswürdige und wirklich relevante Fehler sich ereignet hat. Muss ein Kulturwissenschaftler, der zur Illustration eines Arguments ein monumentales Standardwerk in einer Fußnote als Quelle benutzt tatsächlich jede auf den ersten Blick durchaus glaubwürdige Zahlenangabe mit der Originalquelle gegenprüfen, wie der Rezensent es pedantisch fordert, oder ist nicht eher diese Forderung selbst abwegig und nur rhetorisches Mittel um den so Kritisierten als inkompetent darstellen zu können?

Die andere wichtige Frage ist: Warum verzichtet der Rezensent darauf, der trotz seiner literaturwissenschaftlichen Qualifikation in dieser Rezension auch damit angibt auf professionellem Niveau in der antiken Historiographie und im Alt-Griechischen bewandert zu sein, anscheinend bewusst darauf das fehlerhafte Datum in einem Standardwerk offenzulegen und damit zur tatsächlichen Sachaufklärung beizutragen? Oder hat der Rezensent meine Quellenangabe ebenso wie viele andere einfach ignoriert, in der festen Überzeugung, dass erwähnenswerte Fehler nur einer Person wie mir, aber keinesfalls einem bedeutenden deutschen Historiker unterlaufen kann?

Seltsam künstlich wirkt zudem der Vorwurf, dass ich ein „bedeutendes Ereignis der griechischen Antike“ in einer Fußnote „vergraben“ hätte, obwohl diese Fußnote nicht im Anhang am Ende des Buches, sondern als ergänzende Information auf derselben Seite zusammen mit dem Haupttext plazierte.<sup>65</sup> Als Fußnote dient sie nur der empirischen Illustration meines analytischen Arguments, nämlich dass bereits in der griechischen Antike sozio-kulturelle und politische Grenzziehungen mit ihren Ausschließungen mit der Figur des unzugehörigen „Bastards“ verbunden waren. Im Unterschied zum Rezensenten habe ich in meinem Buch nicht suggeriert, dass meine Arbeit ganz allgemein „bedeutende Ereignisse der griechischen Antike“ als zentrale Fragestellung aufgreift. Daher ist es auch irritierend, dass der Rezensent am Ende dieses Absatzes die Leser/-innen darüber aufklärt, dass „das Gesetz die wichtige Funktion hatte, das attische Bürgerrecht an Kinder nur dann zu vergeben, wenn deren beide Elternteile, Vater und Mutter, aus Athen stammten. Diese Normierung ist symptomatisch für die *longue durée* eines Ausschlusses der *nóthoi* von elementaren demokratischen Rechten.“ Damit ignoriert der Rezensent, dass mein Ansatz versucht von der Perspektive das „Bastards“ aus die bisherigen Darstellungen gegen den Strich zu lesen.

---

<sup>65</sup> Selbst für eine Fußnote im Anhang wäre die Umschreibung „vergraben“ angesichts ihrer offensichtlichen Konnotationen mit „verstecken“, „verschleiern“ und „täuschen“ mehr als grenzwertig und sollte in einer sachlichen Rezension durch neutralere Begriffe ersetzt werden.

Mit der Technik der inhaltlichen Ergänzungen kann der Rezensent aber den Eindruck erwecken, dass meine zusammenfassende Deutung, die ich im Kontext meines argumentativen Fortgangs erstellt habe, inhaltlich nicht ausreichend oder sogar fehlerhaft wäre, und sie daher einer korrigierenden Richtigstellung durch den Rezensenten bedürfte. Mit Hilfe der subtilen Technik der zusätzlichen Erläuterungen wird mein Vorgehen, in einer Fußnote kurz auf die ausschließenden Grenzziehungen dieses Rechts auf dem so konstruierten „Bastard“ als den für mich relevanten Teilaspekt im Rahmen meiner Diskussion hinzuweisen, implizit als ungenügend gewertet. Jedoch kenne ich keine Monografie, die ohne thematische Eingrenzung und Konzentration der Diskussion auf wesentliche Aspekte auskommt. Wenn die Intention vorhanden ist, kann jede thematische Konzentration als Fehler und Schwäche in der Darstellung ausgelegt werden.